

**ZÜRCHER**  
**JOURNALISTENPREIS**

**2007**

## Preisträger 2007

<b>Karl Lüönd</b>	<b>Preis für das Gesamtwerk</b>
<b>Charlotte Jacquemart Daniel Hug</b>	<b>Fusion Swissfirst und Bellevue Bank (mehrteilig)</b>
<b>Bruno Ziauddin</b>	<b>Das Beste zum Schluss</b>
<b>Christian Schmidt</b>	<b>Ein Bauernopfer?</b>
<b>Gabrielle Kleinert</b>	<b>Mit der Tschuggerei auf Patrouille</b>
<b>Marcel Hänggi</b>	<b>Berufsrevolutionär</b>

# Zürcher Journalistenpreis

## Ehrentafel der bisherigen Preisträger

---

- |             |   |             |   |
|-------------|---|-------------|---|
| <b>1981</b> | Hugo Bütler<br>Peter Frey<br>Urs P. Gasche  | <b>1990</b> | Ursula Binggeli<br>Colomba Feuerstein<br>Urs Haldimann<br>Toni Lanzendörfer<br>Josef Rennhard<br>Al Imfeld<br>Stefan Keller<br>Hedi Wyss<br>Hanspeter Bundi   |
| <b>1982</b> | Caroline Ratz<br>Jonh Häberli<br>Wilfried Maurer<br>Hans Moser<br>Edmund Ziegler                  | <b>1991</b> | Peter Hufschmid<br>Christoph Keller<br>Christina Karrer<br>Ernst Hunziker<br>Guerino Mazzola<br>Isolde Schaad   |
| <b>1983</b> | Andreas Kohlschütter<br>Gisela Blau<br>Gottlieb F. Höpli<br>Peter Meier                           | <b>1992</b> | Hans Caprez<br>Christine Fivian-Isliker<br>Erwin Koch<br>Patrik Landolt<br>Linus Reichlin<br>Mix Weiss<br>Nadia Bindella<br>Regula Heusser (Swissairpreis)    |
| <b>1984</b> | Dieter Bachmann<br>Georg Gerster<br>Anna-Christina Gabathuler                                     | <b>1993</b> | Thomas Burla<br>Antonio Cortesi<br>Sepp Moser<br>Kaspar Schnetzler<br>Walter Sturzenegger<br>Barbara Suter<br>Edith Zweifel<br>Peter Pfrunder (Swissairpreis) |
| <b>1985</b> | Margrit Sprecher<br>Herbert Cerutti<br>Arthur K. Vogel  | <b>1994</b> | Herbert Fischer<br>Peter Haffner<br>Stefan Keller<br>Willi Wottreng<br>Brigitte Hürlimann (Swissairpreis)<br>Giorgio von Arb (Swissairpreis)                  |
| <b>1986</b> | Markus Mäder<br>Verena Eggmann<br>Hans Caprez<br>Klaus Vieli<br>Benedikt Loderer                  |             |   |
| <b>1987</b> | Christian Speich<br>Jürg Frischknecht<br>Martin Born  |             |   |
| <b>1988</b> | Werner Catrina<br>Barbara Vonarburg<br>Christoph Neidhart   |             |   |
| <b>1989</b> | Beat Allenbach<br>Hansjörg Utz<br>Rolf Wespe<br>Alois Bischof<br>Niklaus Meienberg<br>Jürg Rohrer |             |   |

- 1995** Erwin Haas  
Erwin Koch  
Herbert Cerutti  
Regula Heusser-Markun  
Richard Stoffel  
Martin Frischknecht (Swissairpreis)
- 1996** Irène Dietschi  
Lukas Lessing (Text)  
Ute Mahler (Bild)  
Bernard Senn  
Ronald Sonderegger  
Peer Teuwsen (Text)  
Reto Klink (Bild)  
Peter Sidler (Text) Swissairpreis  
Daniel Schwartz (Bild) Swissairpreis
- 1997** Pia Horlacher  
Thomas Meister  
Bruno Ziauddin  
Finn Canonica (Swissairpreis)
- 1998** Fredi Lerch  
Christoph Keller  
Christoph Neidhart  
Alfred Schlienger  
Peter Haffner (Swissairpreis)
- 1999** Daniel Ganzfried  
Brigitte Hürlimann  
Beat Kappeler  
Bernhard Raos  
Urs Rauber  
Werner Lüdi (Swissairpreis)
- 2000** Beat Kraushaar  
Martin Meier  
Irena Brezná  
Nicole Müller  
Richard Reich  
Miklós Gimes (Swissairpreis)
- 2001** Martin Beglinger  
Alexej Djomin  
Andri Bryner  
Lisbeth Herger  
Rahel Stauber  
Urs Rauber  
Oswald Iten (Swissairpreis)
- 2002** Jürg Ramspeck (Gesamtwerk)  
Jürg Rohrer (Alltag/Kleine Form)  
Arthur Rutishauser  
Patrik Landolt  
Stephan Ramming  
Anna Schindler  
Georg Seesslen  
Ursula von Arx  
Peter Ackermann
- 2003** Margrit Sprecher (Gesamtwerk)  
Daniel Germann (Alltag/Kleine Form)  
Michael Marti  
Bernhard Odehnal  
Cornelia Kazis  
René Staubli
- 2004** NZZ Auslandredaktion (Gesamtwerk)  
Daniele Muscionico (Alltag/Kleine Form)  
Bruno Vanoni  
Andreas Schürer  
Markus Schneider  
Jean-Martin Büttner
- 2005** Manfred Papst (Alltag/Kleine Form)  
Thomas Angeli  
Daniel Benz  
Rico Czerwinski  
Nico Renner  
Meinrad Ballmer  
Marco Zanchi
- 2006** Peter Baumgartner (Gesamtwerk)  
René Brunner (Alltag/Kleine Form)  
Peer Teuwsen  
Karin Wenger  
Christoph Scheuring  
Hansi Voigt  
Ursula Gabathuler
- 2007** Karl Lüönd (Gesamtwerk)  
Charlotte Jacquemart  
Daniel Hug  
Bruno Ziauddin  
Christian Schmidt  
Gabrielle Kleinert  
Marcel Hänggi

# Der Zürcher Journalistenpreis 2007

wird

Herrn Karl Lüönd

für sein

Gesamtwerk

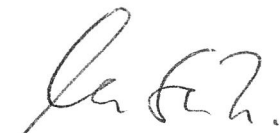
verliehen.

Zürich, 12. Juni 2007

Die Jury:



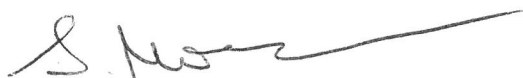
Fredy Gsteiger



Andrea Masüger



Marco Meier



Susanne Mühlemann



Margrit Sprecher

# Laudatio

für das  
von

**Gesamtwerk**  
**Karl Lüönd**

---

Karl Lüönd, den wir heute für sein Gesamtwerk auszeichnen, war der Schweizer Medienöffentlichkeit lange als herausragender Vertreter eines attraktiven Boulevard-Journalismus präsent. Hart im Geben, aber stets bereit, für ausgeteilte verbale Schläge auch gerade zu stehen. Die Jury würdigt mit ihrem Preis seine streitbare Art mit Ausschlägen ins Unwägbarere, aber auch seine Resistenz gegen Moden und Trends, gegen Ideologien und Kommerz.

Wer ist Kari Lüönd? Was für ein Mensch – oder modern ausgedrückt: was für ein Typ – ist er? Da ich ihm einige Jahre ein treuer Weggefährte war, erlaube ich mir auf diese Frage einige persönliche Bemerkungen.

Beginnen wir beim Sternzeichen: Selbst wenn er sich über diese Frage stets mit «Eichhörnchen» aus der Affäre zu schleichen sucht, Karl Lüönd ist ein Stier. Bodenständig. Leidensfähig. Mit grossem Steh- und Beharrungsvermögen. Doch hat er sich einmal zur Veränderung entschieden, geht's zackig.

Bei der Typisierung nach Konstitutionen hätte ihn der Psychiater Ernst Kretschmer wohl noch vor zehn Jahren klar den Pyknikern zugeordnet: breit, runde Form mit Neigung zur Fülle. Heute präsentiert sich Kari wohl eher als schmalwüchsiger Astheniker. Nur Wirkung einer physiologischen Ursache – dem Frontalangriff auf sein Gewicht mit Hilfe eines mutigen und nicht ganz risikolosen Eingriffs? Oder liegt die deutlich sichtbare Veränderung tiefer?

Da ich weder Physiologe noch Astrologe bin, will ich dieses Glatteis verlassen und mich einer Wissenschaft zuwenden, die mir vertraut ist: die Geschichte. Diese teilte die Menschen einst in die drei Typen ein: «Hirten», «Pflanzler», «Jäger und Sammler». Obwohl Karl Lüönd seit Jahren in Tolhusen in einem Bauernhof auf dem Lande residiert, hat er weder den Weg des Hirten, noch denjenigen des Pflanzers gewählt. Er ist ein Jäger und Sammler wie's im Buche steht. Im konkreten wie im übertragenen Sinn. Als Journalist jagte er seine Stories solo oder zusammen mit seinen Mitstreitern mit Leidenschaft und Akribie. So wie er auf der Jagd Wildschweine und Böcke erlegt. Sein untrüglicher Spürsinn, gekoppelt mit Verantwortungsgefühl für die Natur, stets als spiritus rector vor Augen. Jagen bedeutet für ihn eben auch «Hegen». Das unterscheidet ihn – auch

journalistisch – vom Wilderer. Als Generalunternehmer der Zeitschrift «Jagd und Natur» engagiert er sich noch heute mit stierischer Ausdauer für seine Sache.

Und der Sammler? Seit ich ihn kenne, sammelt Kari mit viel Liebe Schweizer Kunst. Auch da mit ungetrübtem Spürsinn fürs Wesentliche: für Qualität. Und seit er sich 1998 von der Front, vom aktiven Journalismus, zurückgezogen hat, kommt diese Facette seines Wesens mehr und mehr zum Vorschein.

Er sammelt und sichtet Informationen an vielen Fronten: bei Anwälten an der Schnittstelle von Recht und Macht, beim «Zürich»-Konzern, brandaktuell bei Verlegern und demnächst auch im Haus «Ringier». Dieses Material verarbeitet er mit seiner Erfahrung zu Büchern, die das tägliche Brot des Journalisten – das Streben nach Tagesaktualität – weit hinter sich lassen. Seine Schreibe blickt hinter die Fassaden, an denen manch verbissener Journalist immer wieder abprallt.

Lieber Kari: Ich freue mich, dass Du noch nicht ganz zehn Jahre nach Deinem offiziellen Rückzug von der journalistischen Front heute mit dem Zürcher Journalistenpreis für Dein Gesamtwerk ausgezeichnet wirst: als gewissenhafter Jäger und erfolgreicher Sammler.

Roger Cahn

# Der Zürcher Journalistenpreis 2007

wird

Frau Charlotte Jacquemart  
und  
Herrn Daniel Hug

für ihre Artikel im Rahmen der

Fusion Swissfirst und Bellevue Bank

erschienen in der NZZ am Sonntag zwischen März und Dezember 2006

verliehen.

Zürich, 12. Juni 2007

Die Jury:



Fredy Gsteiger



Andrea Masüger



Marco Meier



Susanne Mühleemann



Margrit Sprecher



# Pensionskassen verzichteten auf Millionen

Die Fusion von Swissfirst und Bellevue erfolgte auf Kosten der Mitglieder von grossen Pensionskassen

Swissfirst bewegte unmittelbar vor der Fusion fünf Pensionskassen und zwei Versicherungen zum Verkauf von Swissfirst-Aktien. Die Verkäufer verzichteten auf eine Wertsteigerung von 20 Mio. Fr. Warum nahmen sie das in Kauf?

Daniel Hug, Charlotte Jacquemart

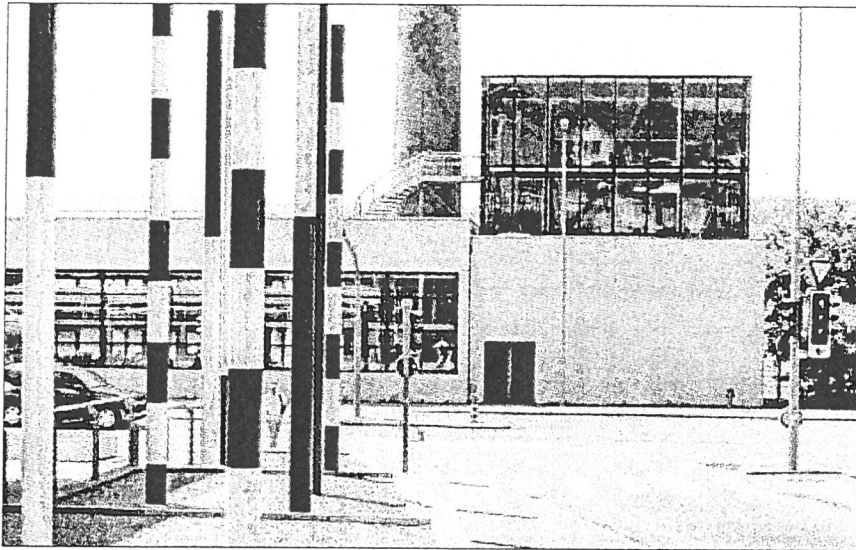
Da dümpelt ein Aktienkurs jahrelang vor sich hin – und plötzlich springt er um fast 50% in die Höhe. Der September 2005 war für die Swissfirst-Aktionäre eine goldene Zeit – aber nur für diejenigen, die ihre Aktien nicht vor der Fusion verkauft hatten.

Die Swissfirst, unter der Leitung von Jungbanker Thomas Matter, setzte aber alles daran, knapp 50% der eigenen Aktien zurückzukaufen. Denn nur so war der Plan durchführbar, die Swissfirst mit der etwa gleich grossen Bellevue-Gruppe zu fusionieren, ohne dass eine Kapitalerhöhung nötig wurde: Die eine Hälfte würde bei Swissfirst-Aktionären bleiben; die andere Hälfte, die Matter vor der Fusion zurückkaufte, würde von der Bellevue-Gruppe übernommen.

Der Clou des Vorgehens: Da keine Kapitalerhöhung erfolgte, hatte die Swissfirst-Aktie nach der Fusion plötzlich doppelte Ertragskraft – und Aussicht auf einen doppelt so hohen Gewinn. Das erklärt den Kurssprung um fast 50% nach der Fusionsankündigung (siehe Grafik). Swissfirst-Chef Thomas Matter partizipierte vollumfänglich am Kurssprung – persönlich verkaufte er keine Aktie aus seiner 20%-Beteiligung an der Swissfirst.

## Zum Verkauf bewegen

Die knifflige Aufgabe, die Aktionäre von einem Verkauf zu überzeugen, obwohl eine stark wertsteigernde Transaktion vor der Tür stand – diese Aufgabe löste Matter meisterhaft. Man sei informiert worden, dass die Swissfirst die Aktien für eine anstehende Transaktion brauche, heisst es bei einer grossen Anlagestiftung\*, welche die Vorsorgegelder von Tausenden von



Der Hauptsitz der Swissfirst-Gruppe in Küssnacht. (Karin Hofer)

Versicherten verwaltet. Ohne die Andienung der Aktien komme die Transaktion nicht zustande, sagte die Swissfirst warnend. In ähnlicher Weise informierte die junge Investmentbank auch die Pensionskasse C\*.

Innerhalb von nur zwei Tagen, am 8. und 9. September, verkauften fünf grosse Pensionskassen\* und zwei Versicherungen\* grosse Bestände von Swissfirst-Aktien aus ihrem Besitz. Zusammengekommen verkauften sie 7,55% aller Swissfirst-Aktien, wie die «NZZ am Sonntag» aus verlässlicher Quelle weiss (siehe Tabelle). Damit bekommt der Fall Swissfirst/Bellevue-Fusion eine neue Dimension: Bisher war namentlich nur bekannt, dass der vermögende Geschäftsmann Rumen Hranov und seine Mutter der Swissfirst ein Paket von 8% andienten. Hranov reichte nach der Bekanntgabe der Fusion Klage gegen Matter ein, weil er

sich hintergangen fühlte. Die Staatsanwaltschaft III des Kantons Zürich sowie die Eidg. Bankenkommision (EBK) führen in Sachen Swissfirst/Bellevue seit Herbst 2005 eine Untersuchung, die immer noch andauert.

Die sieben Kassen mit über 100 000 Versicherten verzichteten mit dem Verkauf ihrer Swissfirst-Aktien auf einen Gewinn von rund 20 Mio. Fr.: Der Aktienkurs sprang innerhalb von nur fünf Arbeitstagen von 58 auf 85 Fr., was einem Zuwachs von 47% entspricht. Die Frage stellt sich, was die Vorsorgekassen dazu motiviert hat, just einen oder zwei Arbeitstage vor der Fusionsankündigung ihre Swissfirst-Aktien zu verkaufen. Hier die Antworten, welche die Verantwortlichen der «NZZ am Sonntag», teilweise schriftlich, gaben:

• Pensionskasse A\*, Leiter N.W.\*: «Wir hatten uns in der Anlagekommission und im Stiftungsrat schon früher

entschieden, das Engagement bei Swissfirst zu reduzieren.»

• Versicherung\*, Sprecherin M.U.\*: «Den sogenannten richtigen Zeitpunkt für einen Verkauf gibt es nicht.»

• Anlagestiftung\*: «Bewertungsmässig war es ein guter Moment für den Verkauf.»

• Pensionskasse B\*, Sprecher A.U.\*: «Wir äussern uns hierzu nicht.»

• Pensionskasse C\*, Leiter N.O.\*: Zieht eine mündlich abgegebene Begründung nachträglich zurück.

• Pensionskasse D\*, Finanzchef der Firma D\*: Kein Kommentar.

• Krankenversicherung\*, Sprecher O.W.\*: «Es war eine ganz normale Transaktion im Rahmen unserer Vermögensverwaltung, wie sie zum täglichen Geschäft gehört.»

Während die Pensionskassen oftmals selbst um Stellen hinter dem Komma feilschen, sind ihre Erklärun-

gen zu den Swissfirst-Verkäufen eigenartig nonchalant. Immerhin hat alleine die Pensionskasse A\* auf knapp 10 Mio. Fr. verzichtet. Das ist erstaunlich, zumal die Kasse A\* jahrelang eine Unterdeckung aufwies und kaum Schwankungsreserven besitzt. Jedes der rund 6000 Mitglieder der Pensionskasse A\*, die ihr Vorsorgekapital über Jahre hinweg der Swissfirst zur Verfügung stellten, verzichtete auf einen Gewinn von 1629 Fr. Der Wert von Matters Aktienpaket aber vermehrte sich bis Ende September 2005 um rund 50 Mio. Fr.

## Kaum zufällig

Die Tatsache, dass fünf Pensionskassen und zwei Versicherungen ihre Swissfirst-Aktien fast zeitgleich und unmittelbar vor der Fusion verkauften, wirft die Frage auf, ob womöglich noch andere Anreize eingesetzt wurden, um die Anlageverantwortlichen zu der Transaktion zu motivieren.

N.W.\*, Leiter Pensionskasse A\*, bedauert heute, das Aktienpaket am 9. 9. 2005 verkauft zu haben. «Es war etwas ärgerlich, dass wir kurz nach dem Verkauf von der Fusionsabsicht und der darauffolgenden Kurssteigerung erfahren haben. Wenn wir gewusst hätten, dass die Fusion erfolgt, hätten wir unser Paket vermutlich später verkauft.» Rechtliche Schritte hält er vorläufig nicht für nötig. «Wir behalten uns aber vor, je nach Ausgang der laufenden Verfahren noch entsprechende Schritte zu unternehmen», so N.W.\*

Der Leiter der Pensionskasse A\* wundert sich, dass die sieben Kassen gleichzeitig verkauften: «Wenn dem so ist, müssten die Verkäufe tatsächlich sehr gut koordiniert worden sein.» Darauf deuten mannigfaltige personelle Verflechtungen zwischen den Kassen und von den Kassen direkt in die Bank hinein. Die Anlagestiftung\* der Pensionskassen A\* und D\* sitzen etwa zusammen im Verwaltungsrat des Zürcher Vermögensverwalters Z\*. Der Anlagechef der Firma D\* ist auch persönlich am Kapital des Vermögensverwalters Z\* beteiligt. C.S.\* bekleidete 2005 gleichzeitig Funktionen bei der Swissfirst und den Pensionskassen. Solche Konstellationen bergen meist Potenzial für Interessenkonflikte.

## Richterliche Verfügung

Im vorliegenden Text sind alle Namen von Pensionskassen, Versicherungen und deren Organen in anonymisierter Form abgedruckt (\*). Dies ist deshalb geschehen, weil die Swissfirst Bank mittels einer vorsorglichen richterlichen Verfügung spät am Freitagabend die Publikation des Textes verhindern wollte. Der «NZZ am Sonntag» wurde untersagt, die Namen der betreffenden Pensionskassen und Versicherungen zu nennen. Diese sind der «NZZ am Sonntag» bekannt. Die Redaktion wird die Verfügung anfechten und die Namen, bei Erfolg vor Gericht, in einer der nächsten Ausgaben nachliefern. (jac./dah.)

Kursverlauf der Swissfirst-Aktie



Quelle: swissquote.ch

Bei der Swissfirst-Fusion verzichteten Pensionskassen auf über 20 Mio. Fr.

Verkäufer	Verkaufsdatum	Anzahl Aktien	Zum Kurs von Fr.	%-Anteil Kapital der Swissfirst	Verkaufserlös in Fr.	Entgangener Gewinn Differenz zum Kurs nach 4 Arbeitstagen in Fr. (Kurs Fr. 85.-)
Pensionskasse A	9. 9. 2005	390 000	60	3.90	23 400 000	9 750 000
Versicherungsgesellschaft	9. 9. 2005	120 000	59	1.20	7 080 000	3 120 000
Anlagestiftung	8. 9. 2005	60 000	58	0.60	3 480 000	1 620 000
Pensionskasse B	8. 9. 2005	60 000	58	0.60	3 480 000	1 620 000
Pensionskasse C	8. 9. 2005	50 000	59	0.50	2 950 000	1 300 000
Pensionskasse D	8. 9. 2005	40 000	58	0.40	2 320 000	1 080 000
Krankenversicherung	8. 9. 2005	35 000	57	0.35	1 995 000	980 000
<b>Total</b>		<b>755 000</b>		<b>7.55</b>	<b>44 705 000</b>	<b>19 470 000</b>

# Fall Swissfirst: Die Namen der Beteiligten

Das Bezirksgericht Zürich hat die provisorische Verfügung gegen die «NZZ am Sonntag» aufgehoben

Die Fusion zwischen den Banken Swissfirst und Bellevue hat deren Manager um Millionen reicher gemacht. Ein dichtes Beziehungsgeflecht zwischen Pensionskassen und Swissfirst machte dies möglich.

Daniel Hug, Charlotte Jacquemart

Die «NZZ am Sonntag» konnte in den letzten zwei Wochen nur in anonymisierter Form über die Begleitumstände der Fusion zwischen den beiden Banken Swissfirst und Bellevue berichten. Dies deshalb, weil die Swissfirst mittels einer provisorischen Verfügung durch das Bezirksgericht Zürich der «NZZ am Sonntag» untersagt hatte, die Namen der involvierten Pensionskassen, Versicherungen und von deren Organen zu nennen. Diese Verfügung ist am letzten Freitag aufgehoben worden. Der «NZZ am Sonntag» ist es nun erlaubt, die Namen der Beteiligten zu nennen.

Im Vorfeld der Fusion zwischen Swissfirst und Bellevue, die am 12. September 2005 über die Bühne ging, war es zu konzertierten Verkäufen von Swissfirst-Aktien gekommen. Diese Aktien brauchte Swissfirst-Chef Thomas Matter, weil die Banken-Heirat nur so ohne eine Kapitalerhöhung möglich war. Verschiedene Vorsorgeinstitutionen dienten Matter ihre Aktien am 8. beziehungsweise 9. September 2005 an – vier Tage später, unmittelbar nach der Ankündigung der Fusion, schnellte der Aktienkurs der Swissfirst um fast 50% in die Höhe. Die verkaufenden Institute beziehungsweise die Versicherten, deren Geld die Kassen treuhänderisch verwalten sollten, verzichteten mit dem Verkauf vor der Fusion auf Kapitalgewinne von über 20 Mio. Fr.

Matters eigenes Aktienpaket an der Swissfirst wurde durch den Deal rund 50 Mio. Fr. schwerer. Auch die führenden Bellevue-Manager Martin Bisang, Hans Jörg Graf und Daniel Schlatter profitierten vom sofortigen Wertzuwachs ihrer Swissfirst-Aktien um 22 Mio. Fr., 16 Mio. Fr. und 12 Mio. Fr.

## Viele Interessenkonflikte

Welche Pensionskassen und Versicherungen viele Aktien verkauft haben, ist der nebenstehenden Tabelle zu entnehmen. Fragen drängen sich auf: Weshalb verkauften die Kassen ihre Aktien zeitgleich an Matter, was motivierte sie dazu, und wie viel wussten sie über die anstehende Fusion?

Von Interesse sind überdies die persönlichen Verflechtungen zwischen der Swissfirst und den Kassen, welche Swissfirst-Aktien vor der Fusion an die Kassen. Hinweise deuten darauf, dass ein ehemaliger und ein gegenwärtiger Manager von Pensionskassen, die intensiv mit der Swissfirst geschäfteten, auch privat Konti bei der Swissfirst oder der Bellevue-Gruppe unterhiel-



Thomas Matter: Dem Chef von Swissfirst hat die Fusion mit der Bank am Bellevue 50 Mio. Fr. eingebracht. (Della Bella/Keystone)

ten. Zudem sass Hans-Ulrich Singer, der langjährige Chef der Siemens-Pensionskasse, bis Mai 2004 im Verwaltungsrat der Swissfirst. Diesem Aufsichtsgremium gehörte bis zum 6. Mai 2006 auch SVP-Nationalrat Hans Kaufmann an, der bei der gleichen Pensionskasse als externer Pensionskassenexperte amtiert und bei der Anlagestiftung IST stellvertretender Leiter

des Anlageausschusses ist. Zwischen der Roche-Pensionskasse und der Swissfirst gibt es ebenfalls enge persönliche Bande: Peter Matter, der Vater von Swissfirst-Chef Thomas Matter, leitete bis Ende 1999 die Pensionskasse von Roche. Die Roche-PK verkaufte kurz vor der Fusion 60 000 Aktien. Sie erwies Thomas Matter damit einen Dienst, verzichtete aber auf einen

Wertzuwachs von 1,6 Mio. Fr. Auch Bernd Wolff, der ehemalige Vizepräsident der Roche-Pensionskasse und Nachfolger von Peter Matter als Roche-Treasurer, hat privat am selben Tag wie die Roche-PK 20 000 Swissfirst-Titel verkauft. Wolff wollte die Transaktion nicht kommentieren.

Wichtige Akteure im Vorfeld der Swissfirst-Fusion kennen sich schon

von einer anderen Aktion im Jahr 2001 (siehe Artikel unten). Gemeinsame Geschäfte verbinden auch die Manager der Rieter- und der Siemens-PK: Jürg Maurer, Anlagechef des Rieter-Firmenvermögens, sass mit dem Anlagechef der Siemens-Pensionskasse, Roland Rümli, über Jahre im Verwaltungsrat des Zürcher Brokers und Vermögensverwalters Cat Group. Maurer hält privat auch 6,2% am Kapital der an der Berner Börse kotierten Cat Group. Dieser Anteil stellt heute einen Wert von knapp 5 Mio. Fr. dar. Die Pensionskasse Siemens lässt auch Geld über die Cat Group verwalten. Der Finanzchef von Rieter will nicht sagen, ob es Geschäftsbeziehungen gibt zwischen seiner Pensionskasse und der Cat Group. Seit Juni 2006 sitzen die beiden Pensionskassen-Manager nicht mehr im Verwaltungsrat der Cat Group.

## Chefurist verlässt Bank

Die Sache Swissfirst/Bellevue beschäftigt mittlerweile nicht nur die Staatsanwaltschaft und die Eidgenössische Bankenkommission, die beide ermitteln, sondern auch verschiedene Aufsichtsmänner der beruflichen Vorsorge, so das Zürcher Amt für die berufliche Vorsorge wie auch das Bundesamt für Sozialversicherung (BSV). Die Zürcher verlangen Auskunft von den Pensionskassen Rieter und Siemens, das BSV nimmt die IST unter die Lupe. Die Schweizer Börse SWX hat ihre Ermittlungen bezüglich einer Verletzung der Insider-Strafnorm bereits abgeschlossen – nicht aber eingestellt. «Wir haben unsere Ergebnisse an die Staatsanwaltschaft und an die EBK weitergeleitet», sagt SWX-Sprecher Werner Vogt.

Bei der Swissfirst zeichnen sich Absetzbewegungen ab. So hat Werner Erismann, der Chefurist der Bank, die Swissfirst in den letzten Wochen verlassen. Er war seit März 2006 bei der Swissfirst tätig gewesen. Nach Aussagen von Ex-Mitarbeitern der Swissfirst macht sich Erismann selbstständig. Erismann war telefonisch für die «NZZ am Sonntag» nicht erreichbar.

Bei der Swissfirst/Bellevue-Fusion verzichteten Pensionskassen und private Anleger auf über 30 Mio. Fr.

Verkäufer	Verkaufsdatum	Anzahl Aktien	Zum Kurs von Fr.	% Anteil am Kapital der Swissfirst	Verkaufserlös in Fr.	Entgangener Gewinn: Differenz zum Kurs nach 4 Arbeitstagen in Fr. (Kurs 85 Fr.)
Siemens-Pensionskasse	9.9.2005	390 000	60	3,90	23 400 000	9 750 000
National Leben	9.9.2005	120 000	59	1,20	7 080 000	3 120 000
IST-Anlagestiftung	8.9.2005	60 000	58	0,60	3 480 000	1 620 000
Roche-Pensionskasse	8.9.2005	60 000	58	0,60	3 480 000	1 620 000
Coop-Pensionskasse	8.9.2005	50 000	59	0,50	2 950 000	1 300 000
Rieter-Pensionskasse	8.9.2005	40 000	58	0,40	2 320 000	1 080 000
Helsana	8.9.2005	35 000	57	0,35	1 995 000	980 000
March Ltd., Bermuda <sup>1</sup>	9.9.2005	499 800	59,20	4,99	25 588 160	12 894 840
Bernd Wolff <sup>2</sup>	8.9.2005	20 000	58	0,20	1 160 000	540 000
<b>Total</b>		<b>1 274 800</b>		<b>12,74</b>	<b>71 453 160</b>	<b>32 904 840</b>

<sup>1</sup> Im Besitz von Frau E. <sup>2</sup> Ex-Vizepräsident des Stiftungsrates der Roche-Pensionskasse

Kursverlauf der Swissfirst-Aktie  
1.1.2005 – 31.3.2006



## Rund um Swissfirst treffen sich alte Bekannte

Daniel Hug, Charlotte Jacquemart

Die Affäre Swissfirst ist nicht der erste Fall, bei dem sich Pensionskassen und Investoren vor wichtigen Transaktionen absprechen. Vor der Generalversammlung der Feldschlösschen-Hürli Holding (FHH) am 21. Mai 2001 hat sich Marc Rich laut damals Beteiligten mit mehreren Investoren und Pensionskassen abgesprochen, um eine vorgesehene Fusion mit SPS Prime Site zu verhindern und die Kontrolle über das Unternehmen zu übernehmen.

## Rieter, Siemens, Cat, IST

Koordiniert mit der Marc-Rich-Gruppe traten an der besagten GV ähnliche Namen wie im Fall Swissfirst auf: Die Siemens-Pensionskasse (vertreten durch Roland Rümli) mit 92 600 Aktien, die Vermögensbildungsstiftung Siemens mit 10 000 Aktien, der Wohlfahrtsfonds für Siemens-Mitarbeiter mit 2000 Aktien, die IST-Investmentstiftung mit 10 000 Aktien, die Rieter-Pensionskasse sowie die Cat Finance (in deren Verwaltungsrat Siemens-PK-Manager Rümli und

Rieter-PK-Manager Maurer sassen) mit 487 Aktien. Alleine die Siemens-PK kam damit auf 8,1% der an der GV abgegebenen Stimmen (1,294 Mio.).

Die IST-Investmentstiftung, die Cat Finance sowie die Investoren Swiss Capital Equity Holding und Eichhoff liessen ihre Namenaktien nachweislich erst im letzten Moment eintragen – kurz vor der Schliessung des Aktienbuchs am 2. Mai 2001. Die Gruppenbildung sollte verborgen bleiben: Marc Rich drückte dem damaligen Präsidenten Robert Jeker kurz vor der GV einen Brief in die Hand, in dem er eine geheime Abstimmung verlangte. Das Ansinnen wurde an der GV abgelehnt.

Trotzdem konnte die Marc-Rich-Gruppe zusammen mit dem koordinierten Investorenkreis und den Pensionskassen die GV kippen und den Verwaltungsrat neu besetzen. Die Schweizer Börse SWX eröffnete aufgrund einer Strafanzeige nach der GV eine Untersuchung über eine nicht offengelegte Gruppenbildung – und leitete ihre Ergebnisse an die Bankenkommission (EBK) weiter. Im Jahresbericht 2002 hielt die EBK unmissver-

ständig fest: «Diese Aktionärsgruppe hatte während mehrerer Monate heimlich eng zusammengearbeitet, um einerseits eine Fusion zwischen FHH und SPS Prime Site scheitern zu lassen und andererseits an der Generalversammlung vom Mai 2001 die Kontrolle über die FHH zu übernehmen. Dazu führte sie unter sich verschiedene Transaktionen mit Namenaktien der FHH durch und traf alle nötigen Massnahmen, um sich die Mehrheit der Stimmrechte zu verschaffen, ohne dass die Öffentlichkeit, die Verwaltungsräte oder die anderen Aktionäre der FHH darüber informiert waren. Die Bankenkommission kam zum Schluss, dass diese Aktionäre angesichts ihrer engen Zusammenarbeit [...] bereits vor der Generalversammlung der FHH [...] eine Meldung als organisierte Gruppe hätten machen müssen, dass sie eventualvorsätzlich oder gar vorsätzlich gehandelt hatten und dass ihr Verhalten daher [...] strafbar war.»

Die EBK leitete ihre Ergebnisse in Form einer Strafanzeige an das Eidgenössische Finanzdepartement (EFD) weiter, das als übergeordnete Instanz

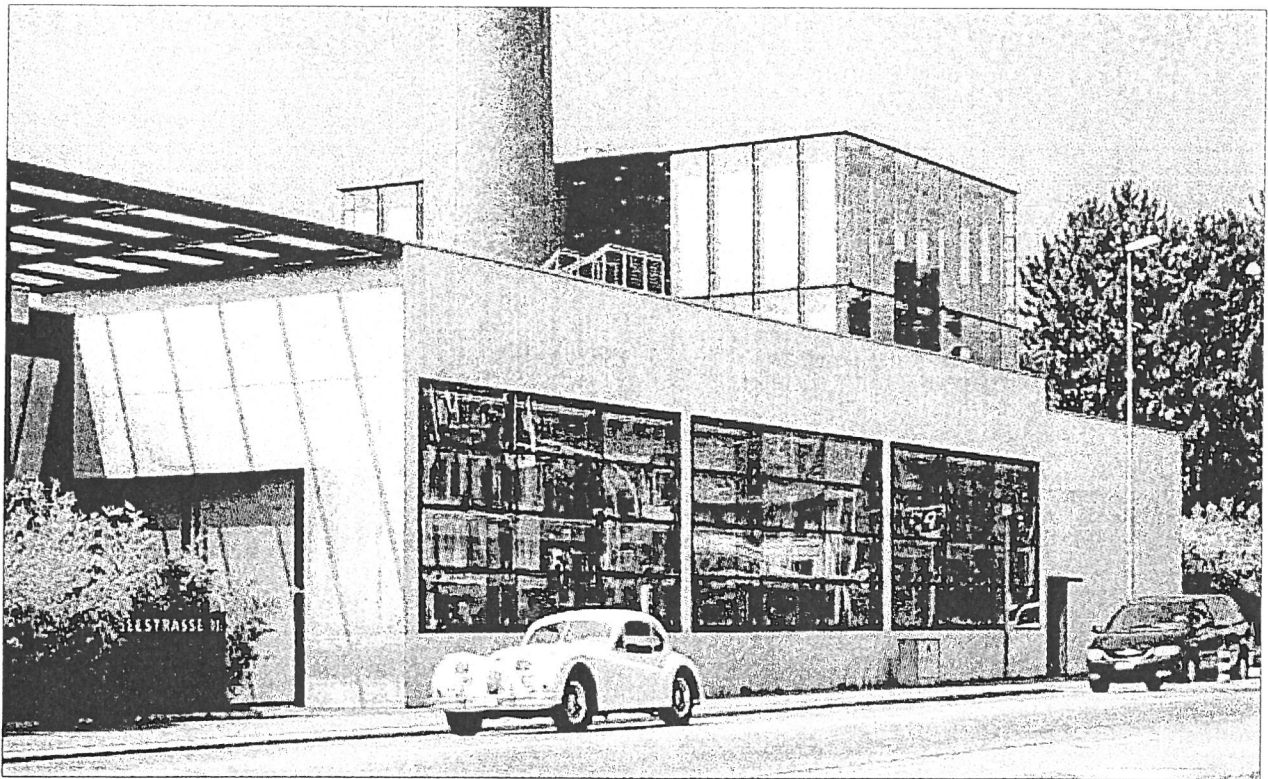
für allfällige Sanktionen zuständig ist. Im Januar 2004 hielt das EFD in einer dünnen Mitteilung fest, man habe das Strafverfahren eingestellt. Der Anwalt der Marc Rich & Co Holding doppelte diese Woche nach, dass das Verfahren keineswegs – wie von der «NZZ am Sonntag» letzte Woche geschrieben – «versandt» sei. Das EFD sei zum Schluss gekommen, dass zwischen den Beteiligten keine Absprache bestanden und damit auch keine Meldepflicht vorgelegen habe. «Deshalb wurde das Verfahren ohne Kostenfolgen eingestellt, und es wurden den Beteiligten Entschädigungen zugesprochen», schreibt André Wicki, Anwalt der Marc Rich & Co Holding.

## EFD verweigert Auskunft

Die «NZZ am Sonntag» versuchte, diesen Sachverhalt zu überprüfen, stiess jedoch auf verschlossene Türen: «Wir geben keine Auskunft über diese Verfahren», antwortete Jean-Michel Treyvaud, Sprecher des EFD, auf entsprechende Fragen. Als Grund nennt er «Persönlichkeitsschutz». Somit ist es für das Publikum unmöglich, nachzu-

prüfen, warum das Finanzdepartement den glasklaren Befund der EBK nachträglich umgestossen hat.

Die Geheimräumerei des EFD löst bei Experten Befremden aus. «Das Börsensystem hat die Aufgabe, die Transparenz des Marktes und die Gleichbehandlung der Aktionäre zu sichern», sagt die Basler Wirtschaftsanwältin Monika Roth. In diesem Sinne seien die Meldepflichten für bedeutende Aktionäre zu sehen. «Der Verweis auf den Persönlichkeitsschutz mag grundsätzlich angebracht sein, aber hier geht es um ein börsenkotiertes Unternehmen. Zudem war bereits aus dem Jahresbericht der EBK vieles bekannt, so Roth. Weil der Fall von der Anzeige stellenden Behörde selbst bekannt gemacht worden sei, bestehe kein Grund, den Ausgang und die Begründung dafür zu verheimlichen. Dies umso mehr, als es zu einer Einstellung des Verfahrens gekommen ist. Eine Offenlegung würde der Transparenz dienen und Zeugnis dafür ablegen, dass der Angelegenheit in einer dem Rechtsstaat Rechnung tragenden Weise nachgegangen worden sei.



Sitz der Swissfirst-Bank in Küsnacht (ZH). (Karin Hofer)

# Swissfirst in Bedrängnis

Der leitende Zürcher Staatsanwalt widerspricht dem Bank-CEO Thomas Matter

Im Zusammenhang mit der umstrittenen Fusion zwischen Swissfirst und Bellevue macht die Swissfirst in verschiedenen Zeitungen Aussagen, die nachweislich nicht stimmen.

Charlotte Jacquemart

Die Affäre um die Swissfirst hält Ämter wie Öffentlichkeit weiterhin auf Trab. Während fast täglich neue Details bekannt werden, versucht die Swissfirst derweil, umstrittene Aktientransaktionen im Vorfeld der Bankenfusion Swissfirst/Bellevue vom September 2005 zu erklären. Dabei verstrickt sich die Bank in Widersprüche.

Im Kern geht es um die Frage, wer wann was über die bevorstehende Bankenfusion gewusst hat und wieso einzelne Pensionskassen und Privatpersonen kurz vor der Fusion grosse Aktienpakete verkauft haben. Nur dank diesen liess sich die Fusion bewerkstelligen. Nach der Fusion stieg der Aktienkurs der Swissfirst um fast 50%. In der Sache ermitteln nicht nur die Zürcher Staatsanwaltschaft und die Eidg. Bankenkommission, sondern auch verschiedene Aufsichtsämter der 2. Säule.

In verschiedenen Zeitungen gab Swissfirst-Chef Matter in der vergangenen Woche an, man habe die Aktientransaktion zwischen der Swissfirst und der Bellevue-Bank vorgängig von der Staatsanwaltschaft «absegnen» lassen, um sich gegen den Insiderverdacht zu schützen. Der leitende Staatsanwalt III des Kantons Zürich, Christian Weber, weist dies zurück. «Das ist

nicht wahr, wir haben nie eine Legal Opinion dazu abgegeben.» Vielmehr sei die Staatsanwaltschaft in ganz grundlegender Art angefragt worden, ob eine Fusion unter gleich grossen Firmen mit ausschliesslich eigenen Aktien in der Praxis eine Insidertransaktion sein könne. Das habe man – mündlich – so beantwortet, dass grundsätzlich niemand sein eigener Insider sein könne, jedoch «haben wir festgehalten, dass abzuklären wäre, ob allenfalls hinter einem simulierten Geschäft strafbare Transaktionen kaschiert würden», erklärt der Staatsanwalt. Die ganze Diskussion sei aber gemäss seinem Wissensstand komplett theoretischer Art gewesen, präzisiert Weber.

Nicht belegen lässt sich sodann, dass Matter am 16. Dezember 2003 2,45 Millionen Optionen zum Preis von 90 Rp. gekauft hat, wie er in der «Handelszeitung» behauptet. Gemäss dem Wirtschafts-Datendienst Bloomberg ist an diesem Tag kein solcher Kauf abgewickelt worden. Belegt ist lediglich, dass am 30. Juni 2005 ein Verkauf dieses Paketes zu 14 Rp. erfolgt ist. Nicht nachvollziehbar ist aber, woher das Paket kam und zu welchem Einstandspreis es wann gekauft worden war. Damit muss offen bleiben, ob Matter auf diese Weise einen Verlust erzielt hat, wie er selbst angibt.

Ungereimtheiten gibt es auch rund um die Frage, wo die 100 000 Aktien herkommen, die Matter laut eigenen Angaben kurz vor der Fusion plötzlich verkauft hat. Gemäss einem internen Vermittlungskonto der Swissfirst hat Matter bis zum Abend des 9. September 2005 (an dem Abend wurden die 47,5% Aktien der Swissfirst auf die

Bellevue übertragen) über seine Matter Group lediglich 50 000 eigene Aktien (9. September) verkauft. Diesen Verkauf hat Matter gegenüber der Börse SWX als Transaktion eines Organes ordnungsgemäss gemeldet. Ganz grundsätzlich haben die Organe der Swissfirst der Öffentlichkeit bis letzte Woche stets glauben machen wollen, man habe «als Insider keine eigenen Aktien verkaufen können». Dies sagte etwa Hans Kaufmann, SVP-Nationalrat und zu dem Zeitpunkt Verwaltungsrat der Swissfirst, noch vor zwei Wochen auch gegenüber der «NZZ am Sonntag».

Zumindest ungeschön ist sodann, dass das im Mai 2005 von der Generalversammlung genehmigte Kapital (500 000 Aktien) nicht wie an der GV abgemacht für Mitarbeiterprogramme verwendet, sondern für die Fusion mit der Bellevue gebraucht wurde. Somit

## 20-Millionen-Villa

Jürg Maurer, Anlagechef von Rieter und zuständig für die Anlagen der Firmen-Pensionskasse, wohnt fürstlich: Der «Blick» deckte gestern auf, dass Maurer, 55, im thurgauischen Freidorf (Gemeinde Roggwil) eine auf 20 Mio. Fr. geschätzte Villa mit Tennishalle besitzt. Maurer steht wegen der Swissfirst-Sache in der Kritik. Der PK-Manager ist im November 2005 auf das 4600 m<sup>2</sup> grosse Grundstück gezogen. Neben Maurer lebt sein Freund Andreas Pawlik, Finanzberater und Swissfirst-Pionier, in einer ähnlichen Villa. Maurer versteuerte provisorisch 2004 ein Vermögen von 68 Millionen Fr. 1995 waren es noch 274 000 Fr. gewesen. (jac.)

profitierten nicht die Mitarbeiter, sondern ein enger Kreis von Insider-Aktionären vom frischen Kapital. Offen ist, ob die Organe der Swissfirst bereits im Mai 2005 Fusionspläne hegten.

Nicht korrekt ist auch die Aussage von Matter, die «meisten institutionellen Anleger hätten nur die Hälfte ihrer Aktien angedient». Richtig ist, dass von den sieben bekannten «Aussteigern» nur drei Kassen die Hälfte der Aktien behalten haben. Drei weitere (Roche, Rieter, National) haben 100% der Swissfirst-Titel angedient, im Falle der Siemens-Pensionskasse waren es 80%. Der «Blick» enthüllte am Freitag, dass die Sammelstiftung Fundamenta, in der auch das Swissfirst-Personal versichert ist, ebenfalls 9000 Swissfirst-Aktien zu 58 Fr. kurz vor der Fusion mit der Bellevue-Bank am 8. September 2005 verkauft hatte. Somit verzichteten nicht nur unabhängige Kassen auf einen fast 50%igen Kursgewinn, sondern auch die Swissfirst-Mitarbeiter selbst. Pikant am Fall Fundamenta: Das Vermögen der Fundamenta wird von der Swissfirst verwaltet. Im Fundamenta-Stiftungsrat sitzt gleichzeitig der Ex-Swissfirst-Verwaltungsrat Hans Kaufmann.

Gemäss den Unterlagen, über welche die «NZZ am Sonntag» verfügt, tauchen auch neue Fragen auf. So sind am 8. September nicht nur aus dem Fundamenta-Vermögen Swissfirst-Titel verkauft worden, sondern weitere 4750 aus dem Swissfirst-Asset-Management. Es stellt sich die Frage, ob die entsprechenden Swissfirst-Kunden in allen Fällen so informiert wurden, wie das ihr Vermögensverwaltungsmandat verlangt.

# Swissfirst/Bellevue: Viele waren eingeweiht

## Der Kursverlauf einer Swissfirst-Option erhärtet den Verdacht, dass Insider finanziell profitiert haben

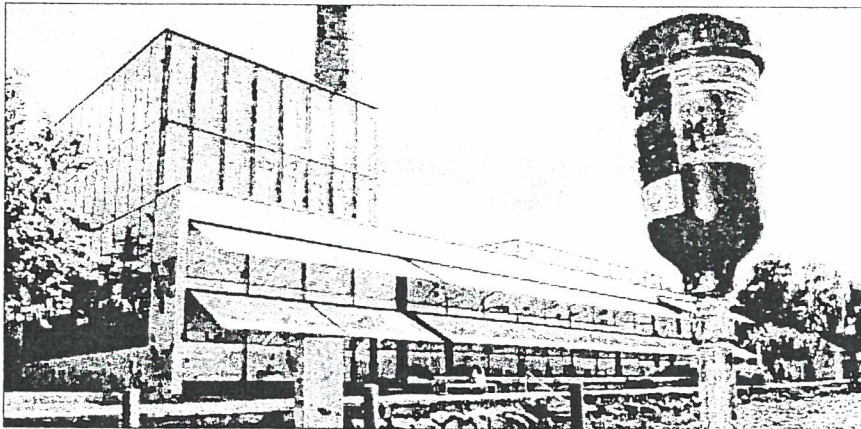
Im Vorfeld der umstrittenen Bankenfusion Swissfirst/Bellevue hat sich der Preis einer Swissfirst-Option vollständig von der Aktie entkoppelt. Das erhärtet den Verdacht, dass vor dem Bankenzusammenschluss Insider am Werk waren.

Charlotte Jacquemart

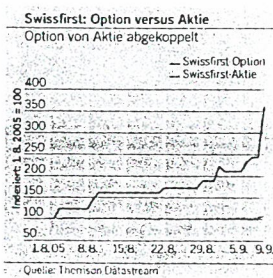
Mit Optionen lässt sich viel Geld verdienen - vor allem dann, wenn man etwas mehr weiss als alle anderen. Bei der umstrittenen Fusion der Banken Bellevue und Swissfirst im September 2005 war das nicht anders.

Weil der Zusammenschluss, der am Montag, dem 12. September 2005, öffentlich bekannt gemacht wurde, ohne Kapitalerhöhung über die Bühne ging, sprang der Kurs der Swissfirst-Aktie in der Folge um 50% in die Höhe. Die Kapitalerhöhung war nicht nötig, weil Swissfirst 50% der eigenen Aktien vorgängig aufkaufte und diese an die Bellevue-Eigentümer übertrug. Fusionen dieser Art sind im angelsächsischen Raum verboten, weil sie die Beteiligten gezwungenermassen zu Insidern machen.

Dass verschiedene Personen über den Deal informiert gewesen sein müssen, zeigen nicht nur die gehandelten Volumen der Swissfirst-Aktien kurz vor der Fusion (vgl. «NZZ am Sonntag» vom 13. 8. 2006), sondern auch der nebenstehende Chart. Dieser gibt (indexiert) den Verlauf der Swissfirst-Aktie sowie einer zu dem Zeitpunkt ausstehenden Option auf Swissfirst wie-



Die Behörden haben letzte Woche auch am Hauptsitz der Swissfirst in Küsnacht Dokumente gesichert. (Steffen Schmidt/Keystone)



der. Diese war 2003 von der Swissfirst selbst für eigene Mitarbeiter emittiert und gleichzeitig an der Börse kotiert worden. Weil Optionspreise unter anderem vom Preis der unterlegten Aktie abhängen, korrelieren Aktienpreis und Optionspreis normalerweise miteinander. Das war vier Wochen vor der Fusion nicht mehr der Fall. Der Optionspreis schoss in die Höhe, völlig entkoppelt vom Preis der Swissfirst-Aktie, von 21 Rp. Anfang August auf 65 Rp. am Freitag, dem 9. September, unmittelbar vor der Bekanntmachung der Fusion. Dies, obwohl die Aktie selbst auf dem Niveau von rund 54 Fr. vor sich hin-

dümpelte. Offensichtlich ist: Wer mehr wusste, war bereit, für eine zu diesem Zeitpunkt wertlose Option (die 70 Fr., zu denen die Aktien mittels der Optionen hätten bezogen werden können, lagen weit über dem damaligen Aktienkurs) plötzlich zwei- bis dreimal mehr zu bezahlen als noch kurz zuvor - wer nichts wusste, war vermutlich gerne bereit, die Optionen zu dem überraschend guten Preis zu verkaufen.

Geärgert haben sich die Verkäufer - seit Anfang August hatten über 370 000 Optionen den Eigentümer gewechselt - wohl erst am Montag danach, als der Optionspreis infolge der Fusion auf

Fr. 2.20 sprang, nun im Einklang mit der Aktie, bis zu einem Höchststand von über 10 Fr. Ein «glücklicher» Investor verkaufte am Tag der Fusion auf einen Schlag 850 000 Optionen ausserbörslich zum Preis von je Fr. 2.20. Auch über die Börse wechselten in den ersten Tagen nach der Fusion enorme Volumen (über 3,1 Mio. Fr.) die Hand, bei steigenden Preisen.

Ein Mitglied aus der Swissfirst-Chef- etage machte dabei sofort Kasse. Das ergibt sich aus den SWX-Börseninformationen über die Offenlegung von Management-Transaktionen. Das Mitglied veräusserte am Tage der Fusion 500 000 Stück der obigen Option für 1 Mio. Fr. Für drei Tage später, den 15. September, ist ein weiterer Verkauf aus dem Management belegt. Diesmal sind es 250 000 Stück zu je Fr. 3.20. Erlös: 800 000 Fr.

Wer die Käufer und Verkäufer in diesen Tagen kurz vor und nach der Fusion waren, werden die Banken im Rahmen der strafrechtlichen Ermittlungen offenlegen müssen. Vielleicht war ja alles nur ein «lucky punch» - wie auch der PK-Manager von Kieter, Jürg Maurer, seine Vermögenszunahme unter anderem begründet. Bestimmt aber interessiert sich die Zürcher Staatsanwaltschaft für diese Details. Sie hat letzte Woche bei der Swissfirst eine Hausdurchsuchung durchgeführt. Die Behörden ermitteln gegen den Chef der Bank, Thomas Matter, wegen des Verdachts auf Betrug, Veruntreuung, ungetreue Geschäftsführung und Insidergeschäfte. Letzte Woche hat die Staatsanwaltschaft die Ermittlungen auch auf die in die Bankenfusion involvierten Pensionskassen ausgedehnt.

# Aktionärin klagt gegen Swissfirst

Eine Zürcher Privatinvestorin wirft der Bank Swissfirst vor, sie habe Aktionäre ungleich behandelt und ihr entscheidende Informationen verschwiegen

Die Swissfirst ist am Samstag in Zürich von einer ehemaligen Aktionärin auf 6 Mio. Fr. Schadenersatz verklagt worden. Die Bank kaufte ihr kurz vor der Fusion mit der Bellevue-Gruppe 90 000 Aktien ab – angeblich für einen Drittkäufer.

Charlotte Jacquemart, Daniel Hug

Die Transaktion sei die unternehmerisch beste Lösung gewesen. Alle Beteiligten hätten Kasse gemacht, sagte Swissfirst-Chef Martin Bisang neulich dem «Blick» mit Bezug auf die umstrittene Fusion von Swissfirst und Bellevue-Gruppe im September 2005.

Doch «Kasse gemacht» haben nur jene, die keine oder nur einen Teil der Aktien vor der Fusion angedient hatten. Sie profitierten vom Sprung, welchen die Swissfirst-Aktie nach der Ankündigung der Verschmelzung machte (siehe Grafik). Dieser Anstieg war voraussehbar gewesen, weil die Banken ohne Kapitalerhöhung fusionierten. Grossaktionär Thomas Matter (der vor der Fusion fast keine Aktien andiente) sowie die neuen Besitzer Martin Bisang, Hans Jürg Graf und Daniel Schlatter konnten zweistellige Milliongewinne einfahren.

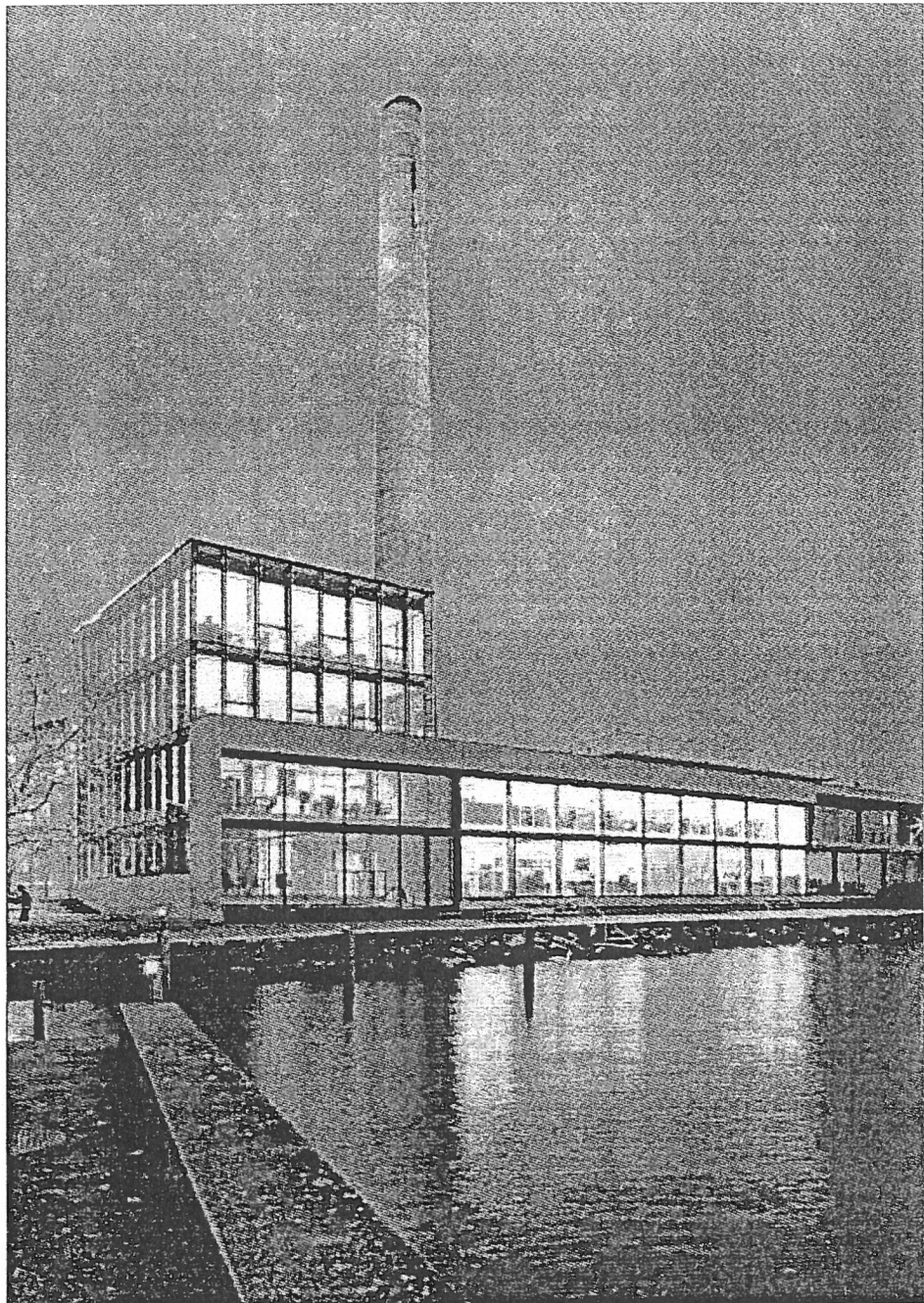
## «Eine grosse Chance»

Die Swissfirst-Grossaktionärin A. Z. (Name der Redaktion bekannt), Mitglied einer renommierten Zürcher Unternehmerfamilie, war hingegen nicht in die Fusionspläne mit dem Decknamen «Säntis» eingeweiht worden.

A. Z. erwarb im Jahr 2000, für rund 86 Fr. das Stück, 90 000 Swissfirst-Aktien (knapp 1% des Kapitals). Nachdem die Swissfirst-Titel zwischen März 2003 und Ende 2004 rund 16% an Wert eingebüsst hatten (der SMI stieg in der gleichen Periode um 59%), wollte A. Z. ihr Aktienpaket – wie viele andere Grossaktionäre auch – verkaufen. Doch ein Paket dieser Grösse konnte nicht ohne Kurseinbussen an der Börse verkauft werden. Darum suchte A. Z. ihre Aktien, wie viele andere auch, durch Vermittlung von Swissfirst an einen Paketkäufer zu veräussern.

Der Anwalt von A. Z. erkundigte sich im Januar 2005 bei der Swissfirst über einen Blockverkauf an einen Grossanleger – und wollte gegebenenfalls darüber verhandeln. Am 7. März teilte ihm der Chefjurist der Swissfirst, Werner Erismann, via E-Mail mit, die Swissfirst sei daran, «entsprechende Lösungen zu suchen – die Angelegenheit dauert aber sicherlich noch rund ein bis zwei Monate». Als Leiter des Legal- und Compliance-Bereichs sass Erismann auch in der fünfköpfigen Konzernleitung und musste über wichtige Vorgänge im Bild sein. Im März / Anfang April erhielt A. Z. von der Swissfirst Offerten von 49 bis 50 Fr. je Aktie, was weit von der Vorstellung der Investorin abwich.

Am 22. August, zwei Wochen vor der Fusion, fragte der Swissfirst-Chefjurist via E-Mail an, ob ein Verkaufsmandat von A. Z. zu haben sei. Drei Tage danach, am 25. August, meldete sich Erismann erneut via E-Mail: Es sei ein Kaufinteressent vorhanden, aber es eile mit der Transaktion. Er müsse mit dem «Kaufinteressenten» über das Angebot von 55 Fr. je Aktie «nochmals reden». Erismann liess die Aktionärin im Glauben, ein Drittinteressent sei gefunden worden. Er betonte, das Auftreten eines aussenstehenden Drittkäufers habe «eine grosse Chance» eröffnet, das Paket en bloc zu einem «guten Preis» zu veräussern – wenn man rasch zugreife. Der Anwalt von A. Z. wunderte sich über das plötzliche Interesse: «Aber Sie, Herr Erismann, es ist doch



Sitz der Swissfirst-Gruppe in Küsnacht, die sich mit einer neuen Klage konfrontiert sieht. (Urs Siegenthaler)

## Der Fall Swissfirst

Die Banken Swissfirst und Bellevue gaben am 12. September 2005 ihre Fusion bekannt. Der Zusammenschluss fand ohne Kapitalerhöhung statt. Die Swissfirst übertrug die Hälfte ihres Aktienkapitals an die Bellevue. Die nötigen 4,75 Mio. Aktien für die Fusion beschaffte sich die Swissfirst von Privataktionären und Pensionskassen. Die Inhaber von Bellevue und Swissfirst verkauften kaum eigene Aktien und partizipierten vollumfänglich am Kursprung, welche die Swissfirst-Aktie in der Folge machte. Der Kurs legte um 50% zu, weil die fusionierte Bank auf einen Schlag die doppelte Ertragsstärke bei gleichem Kapitaleinsatz aufwies. Die EBK und die Staatsanwaltschaft untersuchen die umstrittene Fusion. Verschiedene Anleger, die ihre Aktien im Vorfeld angedient hatten, klagen gegen die Swissfirst. (jac./dah.)

nichts am Tun, so dass wir in ein paar Tagen erfahren, dass die Aktien plötzlich viel mehr wert sind?», fragte er den Swissfirst-Chefjuristen. Darauf antwortete Erismann laut Klageschrift: «Wo denken Sie auch hin! So etwas dürften wir gar nicht tun und würden wir doch sowieso nie machen!»

## Doppelte operative Stärke

Am 26. August 2005 verkaufte A. Z. ihre 90 000 Aktien ausserbörslich zu je 55 Fr. (total 4,95 Mio. Fr.) an die Swissfirst. Am Freitag, 9. September, übertrug die Swissfirst insgesamt 4,75 Mio. eigene Aktien zu je 60 Fr. an die Bellevue Holding. Am darauffolgenden Montag, 12. September, gab die Swissfirst die Fusion öffentlich bekannt. Der Kurs schoss von 55 auf 80 Fr. – und erhöhte sich in der Folge bis auf 120 Fr. «Hätte ich von den Fusionsabsichten gewusst, hätte ich mein Paket logischerweise

nicht verkauft, weil es augenfällig war, dass diese Art von Fusion den Kurs der Swissfirst explodieren lassen musste», kommentiert die Investorin.

Dass dem so war, schreibt die Swissfirst selbst in ihrem Jahresbericht 2005, wo von «verdoppelter operativer Stärke» die Rede ist, die man dank der Fusion gewonnen habe. Das sei der Börse nicht ganz verborgen geblieben, habe doch der Aktienkurs massiv zugelegt. Der Gewinn je Aktie kletterte von 2004 auf 2005 denn auch um rund 52%.

Noch am Tag der Bekanntgabe der Fusion meldete der Anwalt von A. Z. den Fall telefonisch der Schweizer Börse SWX. Am Tag darauf liess er eine Eingabe an die SWX folgen, samt Dokumentation über den E-Mail-Verkehr mit Erismann. Der Vertreter von A. Z. bat die Börse, die Transaktion hinsichtlich

## Aktionärin klagt...

◀ Fortsetzung von Seite 33

börsen-, banken- und auftragsrechtlicher Bestimmungen zu prüfen. Anfang Mai 2006 schickte er das Dossier an die Bankenkommission (EBK). Gestern Samstag hat A. Z. beim Zürcher Handelsgericht eine Klage eingereicht. Sie fordert von der Swissfirst 5,86 Mio. Fr. Schadenersatz plus 5% Zins.

Die Swissfirst, deren Vertreter am Samstag nicht erreichbar war, verteidigte sich in einer ersten Verhandlungsrunde vor dem Friedensrichter mit dem Argument, Erismann habe beim Abschluss des betreffenden Aktienhandels vom Projekt «Säntis» nichts gewusst. Er habe an der Sitzung der beiden Bankspitzen vom 23. August 2005, an der alle Involvierten eine «Vertraulichkeitserklärung» unterzeichnet hätten, nicht teilgenommen. Der Kursanstieg sei nicht voraussehbar gewesen.

### Projekt «Säntis»

Dass dem Chefjuristen verborgen geblieben sein soll, dass seine Bank daran war, fast die Hälfte der eigenen Aktien zu erwerben, ist eine wenig plausible Annahme. Als Compliance-Chef hätte ihn auch interessieren müssen, weshalb seine Bank für 4,95 Mio. Fr. eigene Aktien von A. Z. zukaufte.

Mitarbeiter sagen, dass die Planung des Projekts «Säntis» mehrere Monate in Anspruch genommen habe. Das leuchtet aufgrund der vielen notwendigen Abklärungen ein. Die Swissfirst liess im Vorfeld rechtliche Gutachten erstellen, deren Inhalt und Auftragsdatum sie bis heute unter Verschluss hält. Dass Erismann als Compliance Officer und Head Legal Counsel davon nichts gewusst haben soll, tönt eigenartig.

Ende August liefen die Vorbereitungen auf Hochtouren. Der damalige Swissfirst-Chef Thomas Matter gab zu Protokoll, dass er Anfang August, anlässlich eines Treffens mit Martin Bisang von der Bellevue-Gruppe, erstmals Fusionspläne geschmiedet habe.

Ein Gelingen der Transaktion war – in der Version von Matter – per Ende August / Anfang September absehbar gewesen, also etwa zum Zeitpunkt, als Erismann die Aktionärin A. Z. zum raschen Verkauf ihrer Aktien bewegte.

«Es ist doch nichts am Tun, so dass wir in ein paar Tagen erfahren, dass die Aktien plötzlich viel mehr wert sind?»

Erismann ist für die «NZZ am Sonntag» seit Monaten nicht erreichbar. Er hat mit dem ehemaligen Swissfirst-Kadermann Marco Massarotti die Zürisee Investment Partners gegründet – ist dort aber nach zwei Monaten wieder ausgeschieden. Erismann habe nur für die Gründung der Firma als Verwaltungsratspräsident geamtet, sagt Massarotti. Die Staatsanwaltschaft hat Erismann bis heute nicht einvernommen, die EBK gibt dazu keine Auskunft.

### Aufklärung gefordert

Nutzt eine Partei bei einem Aktienhandel ihren Informationsvorsprung aus, den sie aufgrund von Insiderwissen hat, ist dies unzulässig. Im Biber-Fall hat das Bundesgericht im Jahr 2000 entschieden, dass die Schweizerische Kreditanstalt beim Verkauf von Biber-Aktien das Vertrauen der Käufer missbraucht hatte. Die SKA hätte den Verkauf aufgrund ihres Informationsvorsprungs unterlassen müssen. Das oberste Gericht hielt im nicht amtlich veröffentlichten Fall fest: «Der Grundsatz von Treu und Glauben verpflichtet Geschäftspartner zur gegenseitigen richtigen Aufklärung mit Bezug auf erhebliche Tatsachen, welche die andere Partei nicht kennt, die aber ihren Entscheid beeinflussen könnten. Daraus folgt, dass derjenige, der über den Informationsvorsprung verfügt und diesen nicht preisgeben will, verpflichtet ist, das betreffende, für den Partner nachteilige Geschäft zu unterlassen.»

Darauf beruft sich auch A. Z. Sie wirft der Swissfirst vor, die Aktionäre ungleich informiert zu haben. Auffällig ist, dass die mit Matter befreundeten Pensionskassen Roche und Rieter sowie die IST-Stiftung nur die Hälfte ihrer Aktien andienten (die Siemens-PK verkaufte 80%) – und mit dem Rest am Kursprung partizipierten. M. F., Mitarbeiter der PK Roche, verkaufte für seine Pensionskasse die Hälfte der Swissfirst-Titel, behielt aber seine privat gehaltenen Swissfirst-Aktien bis nach der Fusion.

Ähnlich handelten persönliche Bekannte von Thomas Matter. So der ehemalige Roche-Treasurer Bernd Wolff, welcher bestätigt, nicht alle Aktien verkauft zu haben. Er mag sich nicht erinnern, wie viele Aktien er behalten hat. Auch R. St., langjähriger Geschäftspartner Matters, bis Ende 2003 mit Swissfirst-Pionier Andreas Pawlik in der Swissfirst-Filiale Kreuzlingen tätig und bis 2006 in der Freizügigkeitsstiftung der Swissfirst sitzend, hat von seinem ansehnlichen Aktienpaket nur die Hälfte verkauft, wie er auf Anfrage erklärt. Von der bevorstehenden Fusion wollen beide nichts gewusst haben.



Thomas Matter, Gründer und Swissfirst-Chef bis August 2006. (Della Bella/Keystone)

# Swissfirst: Protokolle der wichtigen Gespräche erst nachträglich angefertigt

Thomas Matter kann nicht beweisen, was er den Pensionskassen vor der Fusion gesagt hat. Die Aktennotizen sind erst Wochen nach der Fusion angefertigt worden.

Daniel Hug, Charlotte Jacquemart

Sind die Aktionäre vor der umstrittenen Fusion zwischen der Bank am Bellevue und der Swissfirst Anfang September 2005 ungleich behandelt worden? Um diese in vielerlei Hinsicht entscheidende Frage beantworten zu können, wäre es wichtig zu wissen, was Thomas Matter, der ehemalige Chef der Swissfirst, ausgewählten Pensionskassen und Privatanlegern vor der Fusion wirklich gesagt hat. Haben die ausgewählten Gesprächspartner alle die gleichen Informationen erhalten, oder wussten jene, die nur einen Teil verkauften, mehr als jene, die alle Aktien andienten und nicht am Kursprung nach der Fusion partizipierten?

Matter behauptet, alle gleich behandelt zu haben, kann es aber nicht beweisen. Denn von diesen wichtigen Gesprächen mit den grossen Aktionären gibt es weder Telefonaufzeichnungen noch Telefonnotizen, die unmittelbar nach dem Gespräch niedergeschrieben worden wären. Auf die Frage, weshalb bei diesen bedeutenden Transaktionen keine Gesprächsnotizen angefertigt wurden, gab Matter amtlich zu Protokoll, es sei «in unserem Geschäft unüblich, Telefonnotizen anzufertigen, ansonsten wir den ganzen Tag nur am Schreiben wären». Grundsätzlich müssen die Banken solche Gespräche zwar

nicht aufzeichnen, tun es aber oft: «Die Banken machen davon gerne Gebrauch, weil sich damit Streitigkeiten mit Kunden vermeiden lassen», sagt ein unabhängiger Bankjurist.

Matter gibt an, er habe aufgrund eines «Wordings», welches die Anwälte von Niederer, Kraft & Frey ausgearbeitet hätten, genau gewusst, was er sagen durfte und was nicht. Ende August / Anfang September 2005 müssen die Gespräche mit den Pensionskassen stattgefunden haben – am 9. September hatte Matter die Aktien zusammen. Doch die Aktennotizen zu diesen Gesprächen hat Matter laut Protokoll erst zwischen dem 15. und 17. September erstellt. Die Pensionskassen, die Aktien andienten, haben die Gesprächsnotizen erst Ende Oktober 2005 gegenzeichnet – sieben Wochen nach der Fusion. Die entsprechenden Aktennotizen, die Matter selbst erstellt hat, lauten denn auch alle gleich. Was wirklich gesprochen wurde, lässt sich nicht eruieren. Bei einer Pensionskasse sind die verkauften Aktien zudem einen Tag vor dem notierten Besprechungsdatum eingebucht worden.

Matter sagt, nicht alle Gespräche selbst geführt zu haben – auch Mitarbeiter M. habe verhandelt. Matter will aber mit all jenen Aktionären gesprochen haben, die Aktien andienten. Das kann nicht sein: Den Kauf der 90 000 Aktien der Aktionärin Eveline Diethelm hat der Swissfirst-Chefjurist Werner Erismann ausgehandelt. Er kaufte die Aktien angeblich für einen «Drittkäufer» und soll laut Swissfirst nicht in die Fusionspläne eingeweiht gewesen sein, obwohl er in der Konzernleitung sass, in welcher die Bankfusion gemäss Protokoll beschlossen wurde. Die Aktionärin hat die Swissfirst vor dem Zürcher Handelsgericht auf 6 Mio. Fr. Schadenersatz verklagt.

Interessant ist zudem, dass Matter den Behörden bestätigt, fünf Monate vor der Fusion – im April 2005 – bei vier Pensionskassen insgesamt gut 10% aller Swissfirst-Aktien placiert zu haben, zu Fr. 50.50 das Stück. Diese Pensionskassen dienten im September der Swissfirst wiederum einen Teil ihrer Aktien für die Fusion an. Offen ist, wieso diese vier Vorsorgewerke zu diesem Zeitpunkt noch mehr der illiquiden Banktitel übernahmen. Gemäss Swissfirst hatte man die Bankfusion angeblich gerade deshalb ohne nennenswerte Kapitalerhöhung angestrebt, weil viele Grossaktionäre ihre Swissfirst-Pakete loswerden wollten. Die Siemens-Pensionskasse hatte offiziell lange zuvor in der Anlage-Kommission beschlossen, sich von illiquiden Titeln wie der Swissfirst zu trennen.



Ex-Swissfirst-Chef Thomas Matter. (Key)

# Swissfirst hat sich bei Bankenfusion nicht einwandfrei verhalten

Die Bankenkommission stellt fest, dass bei der Fusion von Swissfirst und Bellevue-Gruppe «gewährswidrig» gehandelt wurde. Den dabei erzielten Gewinn muss die Bank möglicherweise zurückerstatten.

Daniel Hug, Charlotte Jacquemart

Die Eidgenössische Bankenkommission (EBK) hat am Freitagabend eine Verfügung gegen die Swissfirst Bank erlassen. Sie gibt aber deren Inhalt nicht bekannt, bis die Verfügung rechtskräftig ist. Noch offen ist, ob die Bank die Verfügung an das Bundesgericht weiterzieht.

Bekannt ist der Inhalt jedoch der Bellevue Group, wie sich die Swissfirst seit einer Woche nennt. Gemäss deren Angaben seien die Transaktionen im Vorfeld der Fusion mit der Bellevue Bank nicht als Insidergeschäfte eingestuft worden. Sie räumt aber ein, die Bankenkommission habe festgestellt, «dass sich in der Transaktionsabwicklung gewährswidriges Verhalten ergeben haben soll, dessen finanzielle Folgen zu korrigieren wären».

Die Bankenkommission hat den Fall offenbar weniger unter dem engen Wortlaut der Insider-Strafnorm beleuchtet, sondern unter dem Aspekt der ihr obliegenden Marktaufsicht sowie der Prämisse der einwandfreien Geschäftsführung. Bei den Transaktionen im Umfeld der Fusion von Swissfirst und Bellevue sei die einwandfreie Geschäftsführung offenbar nicht mehr gegeben gewesen, sagt ein mit der Materie vertrauter Jurist. Wenn eine Bank aus einem gewährswidrigen Verhalten einen Gewinn erziele, werde die EBK wie in früheren Fällen die fehlbare Bank zur Rückerstattung dieses Profits auffordern, sagt der Jurist.

## Urteile in ähnlichen Fällen

Die Bankenkommission hat in den vergangenen Jahren bereits in zwei Fällen, bei denen es um Treu und Glauben im Geschäftsverkehr ging, Entscheide gefällt. «Die Bankenkommission wie das Bundesgericht haben festgehalten, dass ein Verhalten und Vorgehen marktaufsichtsrechtlich unzulässig sein kann, selbst wenn kein Straftatbestand vorliegt», sagt Anwältin und Compliance-Spezialistin Monika Roth (Basel).

So hat die Bank Vontobel beim Börsengang der Firma Think Tools im Jahr 2000 insgesamt 52% der Aktien gruppenintern zugeteilt. Die Bank habe dadurch einen «risikolosen Kursgewinn» von 21,3 Mio. Fr. erzielt und habe damit gegen das Gebot der einwandfreien Geschäftstätigkeit und gegen den Grundsatz von Treu und Glauben verstossen, bemängelte damals die EBK. Vontobel regelte die Sache mit einer Überweisung von 21 Mio. Fr. an das IKRK.

In einem früheren Fall hatte die EBK im März 1999 im «Biber»-Fall festge-

halten, dass die mit der Verwaltung und Geschäftsführung einer Bank betrauten Personen Treu und Glauben im Geschäftsverkehr beachten und Interessenkonflikte so lösen müssen, dass Kunden und Dritten daraus keine Nachteile erwachsen. Das Gebot von Treu und Glauben verbiete es, diesen Wissensvorsprung – zum Nachteil von Kunden oder Dritten – für sich selbst auszunützen. Die SKA wusste im voraus, dass eine geplante Sanierung bei Biber nicht durchgeführt werde – und verkaufte 540 000 Biber-Aktien.

Gestützt auf Bankengesetz und das Börsen- und Effektenhändlergesetz hatte die EBK damals verfügt, dass der Aktienverkauf dem Gebot der einwandfreien Geschäftstätigkeit nicht entsprach. Die Verkäufe seien im Bewusstsein eines bestehenden Interessenkonfliktes erfolgt. Dadurch seien die Marktregeln verletzt worden, rügte sie. Eine Bank muss dazu nicht zwingend über Insider-Wissen verfügen; eine Verletzung der Marktregeln liegt auch vor, wenn sie besseres Wissen als der allgemeine Markt gehabt hat.

## Behörden ermitteln weiter

Die Verfügung der Bankenkommission wurde vom Bundesgericht im Februar 2000 gestützt. Das oberste Gericht hielt fest, dass die EBK zu Recht an das Verhalten der Bankorgane höhere Anforderungen stelle. Ein Verhalten könne auch treuwidrig und aufsichtsrechtlich unzulässig sein, wenn noch keine strafbare Handlung vorliege, argumentierten die Bundesrichter.

Dies bedeutet, dass der Grundsatz von Treu und Glauben die Geschäftspartner zur gegenseitigen richtigen Aufklärung mit Bezug auf erhebliche Tatsachen verpflichtet, welche die andere Partei nicht kennt, die aber ihren Entscheid beeinflussen könnten. Wer über einen Informationsvorsprung verfügt und diesen nicht preisgeben will, muss das fragliche, für den Partner nachteilige Geschäft unterlassen.

Während für die Bankenkommission die Insider-Untersuchung im Fall Swissfirst mit ihrer Verfügung abgeschlossen ist, geht sie für den Staatsanwalt weiter. «Für die Strafbehörden gehen die Ermittlungen zum Themenbereich des Insider-Tatbestandes im Zusammenhang mit der Fusion von Swissfirst und Bellevue-Gruppe unvermittelt weiter», erklärte gestern der Zürcher Staatsanwalt Arno Thürig. Swissfirst-Mitgründer Thomas Matter hat sich in der Zwischenzeit nicht nur von der Führung der Bank zurückgezogen. Er hat auch den grössten Teil seines Aktienpaketes verkauft und seinen Anteil auf 5,29% des Swissfirst-Kapitals reduziert. Bei der Fusion im September 2005 hielt er rund 20% an der Bank.

Für die rund 1,45 Mio. verkauften Aktien dürfte er im Schnitt etwa 80 Fr. pro Stück gelöst haben, insgesamt also gegen 120 Mio. Fr. Im Vergleich zur Situation vor der Fusion resultierte für ihn ein Kursgewinn von rund 30 Mio. Fr.



# Laudatio

für die Artikel  
von  
erschieden in

**Fusion Swissfirst und Bellevue Bank**  
**Charlotte Jacquemart und Daniel Hug**  
NZZ am Sonntag, zwischen Juli und Dezember 2006

---

Der Befund ist eindeutig: Die grosse Fusionswelle vor einigen Jahren hat volkswirtschaftlich wenig gebracht. Daimler-Chrysler möge als ein Beispiel dienen.

Dennoch ist erneut das Fusionsfieber ausgebrochen. Ob das langfristig den betroffenen Unternehmen oder gar deren Kunden und Mitarbeitern nützt, ist unerheblich. Entscheidend ist einzig das kurzfristige Interesse einzelner Aktionäre.

Verglichen mit weltweiten Transaktionen war die Fusion der Zürcher Banken Swissfirst und Bellevue eine winzigkleine Angelegenheit. Doch sie zeigte eines exemplarisch: Wo sehr schnell sehr grosse Gewinne winken, wird gemauschelt. Dabei geht es durchaus nicht nur um Straftatbestände – vielmehr darum, ob stets sauber, ja anständig gewirtschaftet wird. Wengleich manche solche Kriterien altmodisch finden.

Beim Fall Swissfirst und Bellevue bleiben bis heute Fragezeichen. Die Eidgenössische Bankenkommission, gewiss nicht für ihre Überreaktionen bekannt, sprach von «gewährswidrigem» Handeln.

Den Stein ins Rollen brachte nicht zuletzt die Artikelserie von Charlotte Jacquemart und Daniel Hug in der «NZZ am Sonntag». Am Anfang wohl auch dank eines Informanten. Doch die beiden Journalisten begnügten sich nicht mit dem einmaligen Scoop; sie blieben hartnäckig dran am Thema, über Monate hinweg. Die Beiträge bieten keine Genusslektüre, sondern eher schwere Kost. Doch sie sind klar strukturiert und wohltuend nüchtern formuliert.

Für die Jury ist die Serie deshalb ein wichtiges Stück Journalismus. Und zugleich auch als Plädoyer zu verstehen für mehr Transparenz in einem Bereich, wo gravierende Missbräuche drohen. Von selber wird diese Transparenz nicht kommen. Wir, die Medien müssen sie erstreiten und herstellen.

Fredy Gsteiger

# Der Zürcher Journalistenpreis 2007

wird

Herrn Bruno Ziauddin

für seinen Artikel

Das Beste zum Schluss

erschienen in Die Weltwoche vom 5. Oktober 2006

verliehen.

Zürich, 12. Juni 2007

Die Jury:



Fredy Gsteiger



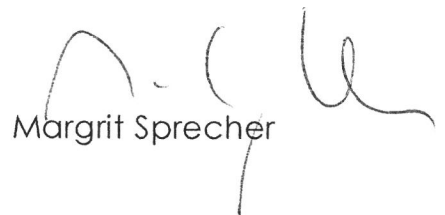
Andrea Masüger



Marco Meier



Susanne Mühlemann



Margrit Sprecher

# Das Beste zum Schluss

Im Zürcher Altersheim Sydefädeli ist der vor sich hinstierende Rentner gestorben. Stattdessen trifft der Besucher auf gut 80-Jährige, die sich auf ein lebenslanges Leben freuen. Eine Reportage mit Happy End. Von Bruno Ziauddin (Text) und Andri Pol (Bilder)

Es geschah an einem Samstag vor ein paar Jahren. Wann genau das war, daran kann sie sich nicht mehr erinnern. Auf jeden Fall war es nicht allzu heiss, das wäre ihr geblieben, weil sie die Hitze so schlecht verträgt. Sie hatte in der Stadt Kommissionen gemacht, nahm an der Bahnhofstrasse den 13er, ging dann den kurzen Weg von der Tramhaltestelle in Höngg bis zu ihrer Wohnung zu Fuss. Vor der Haustür stellte sie die beiden Einkaufstaschen auf den Boden und klingelte. Als ihr Sohn etwas überrascht aus dem Fenster schaute, sagte sie, er müsse ihr beim Hinauftragen helfen, sie schaffe es nicht allein. In diesem Moment habe sie beschlossen: «Jetzt mag ich nicht mehr. Ich gehe ins Altersheim.»

Frau Würth macht einen Espresso und legt einen Teller mit Kambly-Guezli auf den Salontisch. Wir sitzen in ihrem Einzimmerappartement im Sydefädeli, einem der 27 städtischen Altersheime in Zürich. Frau Würth ist 83 Jahre alt und konnte vor anderthalb Jahren endlich hier einziehen. Das Sydefädeli ist eines der begehrtesten Heime der Stadt, die Wartezeit für einen Platz beträgt mehr als zwei Jahre. Ihren Entschluss, sagt sie, habe sie keine Sekunde lang bereut. Als sie am Morgen nach der ersten Nacht aufgewacht sei, habe sie gemerkt: Aha, du musst auf der anderen Seite aus dem Bett steigen, du bist an einem neuen Ort. «Aber das hat mir überhaupt nicht wehgetan.»

Frau Würth schlägt sich mit diversen Altersbeschwerden herum. Sie muss Blutverdünnungsmittel zu sich nehmen, hat Mühe mit dem Atmen und, was sie besonders stört, zunehmend mit dem Gehen. Trotzdem sagt sie von sich, sie sei ein Glückspilz. «Wir haben das Leben nicht nur für die Jugend bekommen, sondern auch zum Altwerden.»

## Das diesjährige Motto: Liebesgeschichten

Wenn sie ins Erzählen kommt, lacht sie viel. Sie lobt die Heimleiterin und das nette Personal, das enorme Freizeitangebot, aus dem sie sich die Rosinen herauspicks, denn sie muss ja nicht bei jedem Jodler-Dings dabei sein, den neuen Koch, der das Essen mit Pfiff zubereitet, auch wenn man in einem Altersheim nicht mehr alles machen kann. «Ein Rindsfiletstück, das müsste ja inwendig rosa sein, aber das könnten die meisten nicht beiessen.» Sie freut sich an ihrem schönen, schattigen Zimmer, von dem aus sie den Kindern aus der Nachbarschaft beim Spielen zusehen kann. Und über das gute Verhältnis zur Tochter und zu den beiden Söhnen – Achtundsechziger, von denen sie gelernt habe, dass der

Mensch ein mündiges Individuum ist, das nicht jede Konvention als gottgegeben hinzunehmen braucht.

Wer sich zum ersten Mal in ein Altersheim begibt und über normal klischierte Vorstellungen verfügt, wie sich das Leben in einer solchen Institution in etwa gestaltet, erlebt zahlreiche Überraschungen. Der Eingang zum Sydefädeli (der Name stammt von der gleichnamigen Quartierstrasse) ist mit einem grossen, selbstgemalten Plakat verziert, das fröhliche Menschen auf einer Ausfahrt im Cabriolet zeigt. Gleich neben dem Eingang befindet sich ein Werkraum, in dem rote Herzchen, Papierblumen und poppige Postkarten herumliegen. Ob man sich in der Adresse geirrt hat?

## Streichung des Desserts war einmal

Das Cabriolet und seine Crew entpuppen sich als Oldtimer; die Herzchen gehören zum Dekorationsmaterial für das bevorstehende Altersheimfest, dessen Motto in diesem Jahr «Liebesgeschichten» heisst. Am Fest wird auch die hauseigene, einen Hauch Silvesterglamour verströmende Bar geöffnet sein, die sich, wie die öffentlich zugängliche Cafeteria, im Parterre befindet. Auffällig, wenn auch nicht über die Massen schön, ist der grosse Korpus mit den vielen weinroten Postfächern. Jeder Pensionär, jede Pensionärin – der Begriff Insasse wird nur noch von schlecht informierten Zeitgenossen verwendet – hat einen eigenen, mit seinem Namen beschrifteten Briefkasten, der vom Quartierpöster bedient wird. Diese vor einigen Jahren eingeführte Neuerung ist Ausdruck des Grundgedankens moderner Altersheime: Das Leben geht weiter. Möglichst selbständig geführt, möglichst so wie bis anhin.

Dazu gehört auch ein eigener Hausschlüssel. Dass diese Selbstverständlichkeit in einem Prospekt explizit erwähnt wird, zeigt, dass Altersheime noch immer gegen allerlei Schreckensmythen anzukämpfen haben. Die häufigsten sind: allgemeines Lichterlöschen, Bankbüchlein abgeben oder Disziplinarmassnahmen à la Streichung des Desserts. Das Vorurteil, es handle sich um autoritär geführte Senioren-Kasernen, kommt allerdings nicht von ungefähr, wie eine Hausordnung aus dem Jahr 1917 erahnen lässt. Darin steht: «Die Pflinglinge sind innerhalb und ausserhalb der Anstalt zur Beachtung von Ordnung und Reinlichkeit verpflichtet.»

Heute ist fast alles anders. Was sich nicht geändert hat: Ein Altersheim ist ein Heim für Alte, die sich zu unsicher, schwach oder gebrech-

lich fühlen, um allein weiterzuleben. Dies wird dem Besucher spätestens zur Mittagszeit klar, wenn die Bewohnerinnen und Bewohner aus ihren Zimmern kommen. Eine kleine, dürre Frau im Rollstuhl manövriert sich mühsam aus dem Lift, während ihr ein Mann, der am Stock geht, mit zittriger Hand die Tür aufhält. Eine andere Frau quält sich in gebeugter Haltung Schritt für Schritt Richtung Esssaal. Dort stauen sich die sogenannten Rollatoren, die mit Rädern ausgestatteten Gehhilfen. Man ist im Begriff, eine erste Depression einzufangen, als Frau Würth beim Vorbeilaufen lächelnd fragt: «So, bewachen Sie unseren Wagenpark?»

Nimmt man das Sydefädeli zum Massstab, drängt sich der Schluss auf, dass Alte gerne über ihre Situation witzeln und selbst vor beissendem Spott nicht zurückschrecken. An einem geselligen Nachmittag in der Cafeteria ist die Sprücheklopf-Frequenz so hoch, dass man sich bei den Dreharbeiten zu «Fascht e Familie» wähnt. Sagt die 82-Jährige: «Gestern war ich mit meiner Enkelin an der Bahnhofstrasse und habe mich in einem Schaufenster angeschaut. Ist ja furchtbar, der dicke Arsch, den ich hab.» Antwortet die 93-Jährige: «Da bin ich im Vorteil. Ich sehe praktisch nichts mehr.» Eine dritte Bewohnerin, soeben aus dem Speisesaal gekommen, wird gefragt, was es denn Feines zu essen gegeben habe. «Ja, wenn ich das noch wüsste!»

## «Also bitte, gute Frau»

Ohne der Frau etwas unterstellen zu wollen: Es ist denkbar, dass sie es tatsächlich nicht mehr weiss. Das Kurzzeitgedächtnis verschlechtert sich mit zunehmender Lebensdauer. Alten Menschen kann das durchaus bewusst sein, und manche kaschieren ihr Manko auf bisweilen originelle Weise. Ein distinguiertes, gebildeter und bei den anderen Pensionären hochangesehener Herr, der sich wohl nicht mehr gewahr ist, dass er in Bälde seinen hundertsten Geburtstag wird feiern dürfen, meinte neulich, von der Heimleiterin nach seinem Alter gefragt: «Gute Frau, im Zuge der Gleichberechtigung fände ich es angebracht, wenn auch die Männer auf derlei Fragen nicht mehr zu antworten hätten.»

«Halb Altersheim, halb Irrenhaus», murrte Herr Bertschinger, als er die Sauordnung bei den Briefkästen erblickte. Er sammelt die herumliegenden Exemplare des «Höngger» ein, das ist der Quartieranzeiger, der sich im Heim grosser Beliebtheit erfreut, und legt die Zeitungen dorthin zurück, wo sie hingehören. Er könne doch gar nicht viel sagen. Wisse nicht genau, was hier



**Sydefädeli-Funk:** Frau Eichhorn erinnert an den Jodelklub; und nur weil einer sitzt, wird er nicht Insasse genannt, das war in einem früheren Leben so.

alles laufe. Wohne dort drüben im Nebenhaus. Sei sowieso die meiste Zeit unterwegs. Aber gut, wenn man unbedingt mit ihm reden wolle.

Herr Bertschinger überlässt dem Besucher den schönen Sessel und setzt sich auf die Kante seines Betts. «Mein Leben», sagt er, «ist nicht so rosig.» Er ist jetzt neunzig. Dabei hat er gar nie so alt werden wollen. Sogar das Töchterli seines Ziehsohnes ist inzwischen eine alte Tante. Über dem Bett hängen drei Fotografien. Es sind die Bilder seiner verstorbenen Ehefrauen und seiner letzten Freundin, die an Krebs gestorben ist. «Ich kann nicht sagen, dass ich wunschlos glücklich bin.» Was ihn zum Beispiel bedrückt: dass er keine Carfahrten mehr machen kann, weil man im Car nicht richtig aufs *Hüsl*i kann. Nun muss er sich mit Schiff- und Bahnreisen begnügen. Meistens geht er allein, weil er keine Begleitung mehr findet. Vor ein paar Tagen hat ihn zwar eine gefragt, ob sie mitkommen dürfe. Sicher, hat er geantwortet. Als sie beim Schiffsteg am Bürkliplatz aber die lange Schlange gesehen hat, ist sie wieder umgekehrt. «Seither hat sie nichts mehr von sich hören lassen. Dabei sind wir Duzis.»

Herr Bertschinger tanzt fürs Leben gerne. Walzer, Polka, Gesellschaftstänze halt, welche die jungen Meitschi nicht mehr beherrschen. «Ich muss doch meine alten Knochen ein wenig bewegen!» Jetzt lacht Herr Bertschinger. Er steht auf und holt den Veranstaltungskalender der

städtischen Altersheime. In allen war er noch nicht, aber in den meisten. In Schwamendingen gibt's ein bis zwei Tänzer. Die anderen hocken nur noch herum. Riesbach und Käferberg sind gut. Kürzlich war er im Bullinger, das war ein wenig einseitig: zwei Schwyzerörgeli und eine Bassgeige. Klarinette hätte besser gepasst. Im Sydefädeli läuft in dieser Beziehung praktisch nichts mehr. Und wenn er mit dem Personal tanzen will, bekommt er zu 99 Prozent einen Korb. Ausser Frau Lüscher, die Heimleiterin, ist dabei.

#### Wo Männer noch begehrt sind

Herr Bertschinger sagt, er habe einen grossen Bekanntenkreis. Letzthin hat eine angerufen. Ihren Namen hat er vergessen, und den Zettel, wo es draufstand, hat er verlegt. Nächste Woche wollen sie zusammen einen Ausflug ins Oberland machen. Darauf freut er sich sehr.

Von den bisher in diesem Bericht erwähnten Personen sind die meisten über neunzig Jahre alt. Das liegt nicht an einer unausgewogenen Auswahl der Gesprächspartner, sondern entspricht der Realität. Das Durchschnittsalter in den Schweizer Alters- und Pflegeheimen beträgt 85 Jahre, in der Stadt Zürich gar 87 Jahre. Bereits das Eintrittsalter liegt in Zürich bei 84,5 Jahren (gesamtschweizerische Zahlen werden keine erhoben), rund fünf Prozent aller Pensionäre sind älter als 98 Jahre.

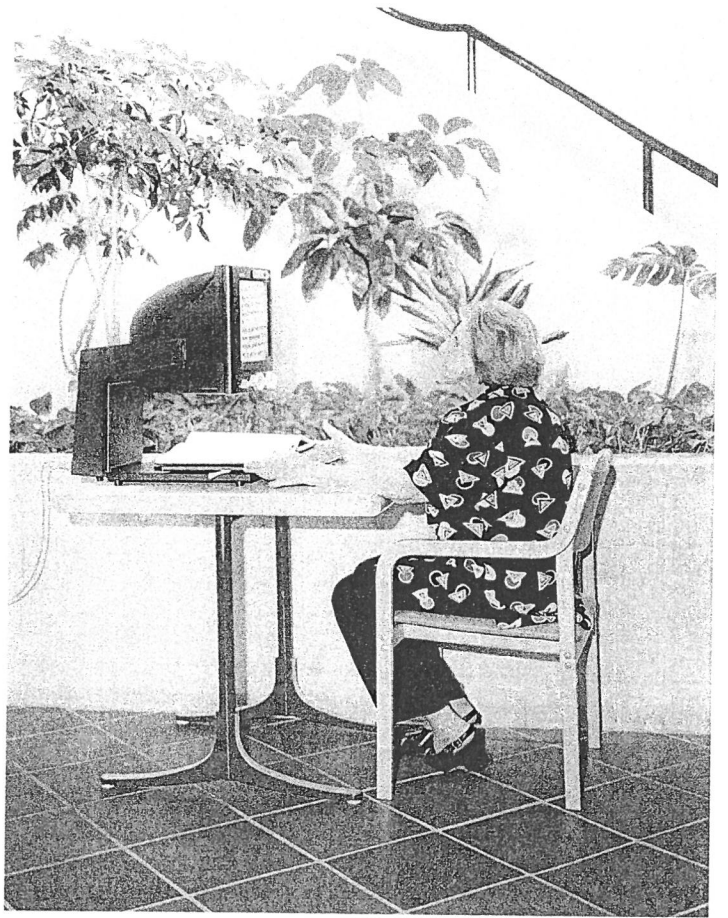
Von den bisher erwähnten Personen sind zudem die meisten Frauen. Männer sind im Sydefädeli und in den anderen Heimen der Stadt beinahe eine Rarität. Der Frauenanteil liegt bei unglaublichen 78,5 Prozent, landesweit bei 75 Prozent. Frauen leben länger (im Durchschnitt fast sechs Jahre), sind oft jünger als ihre Partner und besser imstande, sich um einen pflegebedürftigen Mann zu kümmern als umgekehrt, wobei sich dies künftig wohl allmählich ändern wird. Was auch vorkommt: dass eine Frau allein ins Altersheim zieht, weil sie genug davon hat, den ganzen Haushalt zu machen, während er nur daheim herumsitzt.

Das grosse Ungleichgewicht zwischen den Geschlechtern setze die Männer unter Druck, sagt eine Betreuerin. Sie fühlten sich beobachtet und taxiert, da viele Frauen – Witwen die meisten – sich eine Beziehung wünschten. «Man muss sich die Weiber vom Leib halten», habe sich kürzlich einer der Jüngeren, er ist um die Achtzig, beklagt. Der Versuch, diesen Mann andeutungsweise auf das Thema anzusprechen, führt nicht weit. «Avancen? Davon merke ich nichts. Die meiste Zeit hocken die Frauen in der Cafeteria und *schmörren* miteinander. Oder sie spielen etwas. Aber jassen kann ich nicht. Und Eile mit Weile ist mir zu langweilig.»

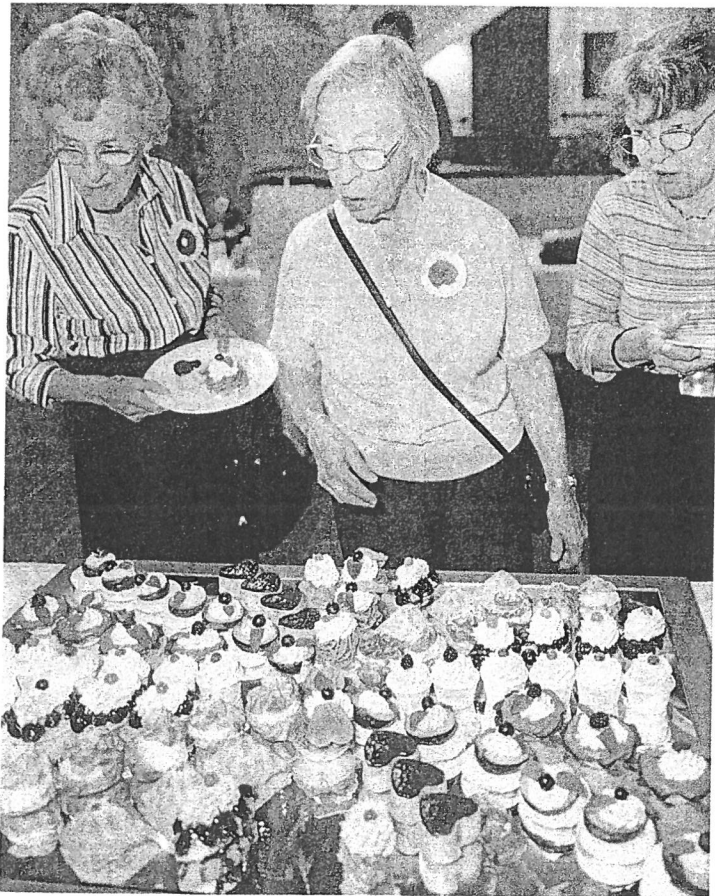
In den vergangenen Jahren hat sich in den meisten Kantonen der Grundsatz durchgesetzt,



*Nur zur Erinnerung:* Demenz-Abteilung im ersten Stock.



*Aufgeben ist was für Raucher:* Leschilfe im Altersheim.



*Widerstand zwecklos:* Und ewig lockt das Süsse...



*...und der Mann.*



*Alt werden ist nichts für Feiglinge: Könnte der Sydefädeli-Chor singen und hätte recht damit.*

dass Pensionäre, die ihre Selbständigkeit verlieren und pflegebedürftig werden, etwa wegen fortgeschrittener Demenz, bis zum Tod im Altersheim bleiben können und nicht in ein Pflegezentrum verlegt werden. Im Sydefädeli sind diese Bewohner zumeist im ersten Stock untergebracht. Dort gibt es einen speziell betreuten Ess- und Aufenthaltsbereich, der zum Treppenhaus hin von einem niedrigen Tor abgegrenzt wird. Das Tor bleibt meist offen, kann aber, wenn eine verwirrte Person von starker Unruhe erfasst wird, vorübergehend geschlossen werden.

Wuchernde Grünpflanzen, farbige Sofas, ein Vogelkäfig und ein Schildkrötenteich verbreiten eine Atmosphäre der Geborgenheit. Das aus dem Schildkrötenteich ragende Wassergras musste allerdings wieder entfernt werden, weil es einzelne Demenzkranke zum Jäten animierte. Um den Vogelkäfig kümmert sich eine Pensionärin aus einer der oberen Etagen. Ansonsten wird der erste Stock von denen, die noch bei guter Gesundheit sind, eher gemieden.

Von einem Tabu zu sprechen, wäre übertrieben. Auffällig ist aber, dass viele, wenn die Rede auf «den ersten Stock» fällt, die Stimme senken oder betrübt abwinken. Ein temperamentvoller Herr, der 45 Jahre lang im Jodelklub war und darum im Sydefädeli-Chor stets eine Oktave höher singt, dieser Herr, den es einfach fuchst, wenn er zuschauen muss, wie andere herumlaufen, wäh-

rend er wegen eines blöden Schlittelunfalls seit einigen Jahren auf den Rollstuhl angewiesen ist, schüttelt den Kopf und sagt: «Traurige Sache, der erste Stock. Ich hoffe, dass ich nie dorthin muss.»

#### Nach dem Frühstück aufs Velo

Auf derselben Etage befindet sich auch ein Krankenzimmer, in dem alle Bewohner ihren Blutdruck messen oder kleinere Blessuren verarzten lassen können (Stürze gehören zum Alltag), sowie eine Fitnessecke mit Hometrainer, Stepper und elektrischem Massagestuhl. Komplettiert wird das Wellness-Angebot durch einen im Untergeschoss befindlichen Whirlpool, dessen Handhabung unlängst bei einem Einweihungsapéro vom Koch in Badehose demonstriert worden ist.

Frau Egli, die, wie sie sagt, ihren Einundneunzigsten schon durch hat, steigt jeden Morgen für eine Viertelstunde aufs Velo. Sie ist die Tochter eines Verdingbuben aus dem Kanton Zug, der ins Vorarlbergische auswanderte und es dank Sparsamkeit und harter Arbeit zu einem eigenen Hof brachte. 1933 ist sie in die Schweiz zurückgekehrt, hat geheiratet und zwei Söhne geboren, von denen der eine eine Firma führt und der andere bei einer Versicherung ziemlich hoch oben auf dem Leiterli steht.

Bis zur Pensionierung war Frau Egli, die sich als resoluten Charakter bezeichnet und es

für ausgeschlossen hält, dass sich dies noch ändern wird, dreissig Jahre lang als Vorarbeiterin bei der Migros tätig. Ihr Chef hat immer gesagt, eine wie sie könne man nicht auf die Kundschaft loslassen. Sie ist eine Frohnatur; daheim wurde oft und viel gelacht. Ihr Mann, der ihr 1975 gestorben ist, hat immer gesagt: Wenn du nichts zu lachen hast, dann freu dich am Dreck auf der Strasse.

Trotzdem kommen auch ihr schwere Gedanken, wenn sie den ersten Stock sieht. Sie ist gottentfroh, dass es ihr selber wieder so gut geht, nachdem sie letztes Jahr mehrere Wochen sehr krank gewesen ist. Früher einmal war sie 85 Kilo schwer und 1 Meter 76 gross. Was für einen Stolz ihr Mann auf ihre Figur hatte! Bei ihr, hat er immer gesagt, sehe man wenigstens, was hinten und was vorne ist. Im Spital hat Frau Egli 14 Kilo abgenommen. Sie sagt: «Ich bin eingegangen. Aber ich bin noch da.»

Wer noch nie mit schwer Pflegebedürftigen zu tun hatte, erschrickt beim Anblick von Menschen, die mit leicht eingesackter Körperhaltung um einen Tisch herum sitzen, reglos, stumm und mit einem düsteren Blick, der einem fast ein wenig Angst macht. Aus einem Zimmer dringt eine heisere Frauenstimme, die um Hilfe ruft. Später fährt dieselbe Frau mit ihrem Rollstuhl in den Sitzungsraum, wo sich neun Betreuerinnen und ein Betreuer zum Rapport versammelt ha-

ben. Die Frau vermisst ihren neuen Jupe. Eine Pflegefachfrau (so die offizielle Berufsbezeichnung) nimmt ihre Hand und verspricht, ihr beim Suchen zu helfen.

Die Suche nach Gegenständen ist fester Bestandteil der Betreuung von Hochbetagten. Vor allem Brillen gehen verloren. Manchmal werden sie fein säuberlich in ein Taschentuch gewickelt und dann in den Papierkorb gelegt. Besonders mühsam sind verschwundene Zahnprothesen, denn die sind nicht leicht zu ersetzen und kosten 5000 Franken und mehr.

### Flächendeckende Zufriedenheit

Eine normale Nacht sei es gewesen, berichtet die diensthabende Betreuerin. Als Aussenstehender denkt man: eine normal schlimme Nacht. Frau X ist umgefallen, war sehr unruhig, wollte aufs Tram, auf keinen Fall allein lassen; Frau Y hatte die Beine voll Stuhl, musste gewaschen werden; Frau Z schläft nicht, nimmt ihre Tabletten nicht, hoher Blutdruck, Schmerzen; bei Frau A die Einlagen gewechselt (im Altersheim wird der Begriff Windeln vermieden), wurde dabei aggressiv; Frau B ist mehrmals aufgestanden, wollte ständig die Zähne putzen, desorientiert; Frau C hat Mühe mit Schlucken, schmerzende Beine, stuhl- und urininkontinent, bitte blaue Einlagen verwenden. Frau E hatte während der Nacht etwa siebenmal Stuhlgang, Abszess hat sich entleert, am Morgen erbrochen.

Der Laie kann sich nur wundern, wie respekt- und liebevoll das Personal mit den Pflegebedürftigen umgeht, ohne die geringsten Anzeichen von überempathischem Helferpathos oder berufsbedingtem Zynismus. «Und jetzt machen wir uns wieder an die Arbeit», beendet die Teamleiterin den Rapport. «Unser Motto für den heutigen Tag lautet: ruhig, aufgestellt, positiv.»

Die Stadt Zürich führt in ihren Altersheimen regelmässig Pensionärsbefragungen durch. Die Ergebnisse sind von einer Eindeutigkeit, wie man sie sonst nur von Wahlergebnissen in Kuba oder Nordkorea her kennt. Bei der Umfrage vom letzten Jahr waren 89 Prozent mit der Qualität der Mahlzeiten zufrieden oder sehr zufrieden. Veranstaltungsangebot: 86 Prozent zufrieden oder sehr zufrieden. Pflege: 96 Prozent. Beziehung zum Personal: 92 Prozent. Heim allgemein: 95 Prozent.

Für das Sydefädeli sind die Zahlen noch etwas phänomenaler, was auch damit zu tun hat, dass das Heim zur obersten der drei städtischen «Komfortkategorien» zählt. Die Kosten richten sich nach der Steuererklärung und betragen im Minimum, also für jemanden, der Ergänzungsleistungen bezieht, 110 Franken pro Tag, rund 3300 Franken im Monat. Je nach Ferienbudget, das den Pensionären einstudiert zur Verfügung stand, vergleichen sie das Sydefädeli mit einem Fünf-, Vier- oder Dreisternehotel.

Die Heimleiterin Margrit Lüscher beobachtet, dass die weniger Wohlhabenden in der Tendenz mehr Ansprüche stellen, vermutlich, weil

sie die Kosten «amortisieren» wollen, während jene mit Vermögen eher realisieren, dass drei Franken für einen Schümli-Kafi keineswegs überrissen sind.

Der flächendeckenden Zufriedenheit tun solche Nuancen keinen Abbruch. «Ja», sagt Margrit Lüscher, «ich glaube, hier drinnen findet man die glücklicheren Leute als anderswo.» Das liege unter anderem daran, dass viele, die in ein Heim ziehen, sich mit dem Altwerden auseinandersetzen. Sie hätten beispielsweise für sich beschlossen, dass es besser sei, möglichst früh den Schritt zu tun, also so lange sie noch bei Kräften sind und sich in einer neuen Umgebung zurechtfinden können. «Wer hingegen die Dinge schlittern lässt und unfreiwillig kommt, empfindet den Umzug viel eher als Abschiebung.»

Wo mehrere Dutzend Menschen aus zwei Generationen und allen Schichten zusammenleben, kommt es natürlich auch zu Reibereien. Frau A sagt, Frau B sei hier im Heim nicht so beliebt, weil sie immer alle herumkommandieren wolle. Frau B sagt, Frau A sei leider oft allein, weil sie halt zu wenig unternähme, um mit den Leuten ins Gespräch zu kommen. Frau C sei eine ohnmächtige Nörgeltante, finden beide. Herr D könne es mit allen gut, sagen die einen, Herr D lächle immer so süffisant, sagen die anderen. Und wenn die Heimleiterin während des Mittagessens von Tisch zu Tisch geht, um einen kleinen Schwatz zu halten, dann freut das zwar alle. Ein potenziell heikler Punkt ist aber: Wo bleibt sie am längsten stehen?

Herr Zobrist ist ganz aus dem Häuschen. «Da lache ich mir einen doppelten Knopf in den Bauch!» Jetzt hat doch Frau Würth vier Bauern in der Hand und er vier Nellen dazu! Frau Zobrist wirft ihrem Mann einen strengen Blick zu und sagt: «Wer schlecht jast, muss eben gut weisen können.» Die Runde, die sich in der Cafeteria eingefunden hat, ist bester Laune. Fast eine Woche hat es gedauert, bis der geplante Schieber mit dem jungen Mann von der Presse endlich zustande gekommen ist. Besuch der Tochter, Gesangsproben mit dem Sydefädeli-Chor, Grillabend, Hochzeitsfeier der Enkelin, Exkursion ins Landesmuseum, Vorbereitungsarbeiten fürs Altersheimfest... «Senioren», sagt Frau Zobrist, «haben nie Zeit.» Grad letztthin, nickt Frau Würth, habe sie zu ihrer Freundin gesagt: «So geht das nicht weiter. Wir müssen einen fixen Termin abmachen, sonst sehen wir uns ja gar nicht mehr.» Es haben auch schon Kinder von Pensionären bei der Heimleitung angerufen und sich beklagt: «Seit meine Mutter bei Ihnen ist, erreiche ich sie kaum noch.»

### Rindscarpaccio muss nicht sein

In modernen Altersheimen scheint der dumpf vor sich hinstierende Rentner, der darauf wartet, dass der Tag zu Ende geht, eine vom Aussterben bedrohte Spezies zu sein. Zentral sei, dass man Situationen herstelle, die den Bewohnern von früher her vertraut seien, wird die Ak-

tivierungstherapeutin später im Werkraum erklären. «Diese Generation war nun mal oft in Chören. Also macht man einen Chor mit fixen Probezeiten, Singmäppli und allem, was dazu gehört.» Als Therapie würde sie Tätigkeiten wie Singen, Turnen oder Zeichnen allerdings nie bezeichnen, auch wenn das heute Mode sei. Ebenso habe sie ein wenig Mühe mit der offiziellen Bezeichnung ihres eigenen Berufes. «Die Leute sind schliesslich nicht hierher gezogen, um sich therapieren zu lassen.»

Häufig basieren die diversen Angebote und Neuerungen auf dem Prinzip von Versuch und Irrtum. Das moderne Sofa im ersten Stock war eine Fehlinvestition. Die Bewohner setzen sich lieber auf das alte, geblümelte. Der Film über einen Achtzigjährigen, der im Lotto gewonnen hat, war ein Flop. Man will Filme über Junge sehen. Das jüngste Experiment des Kochs, ein Rindscarpaccio, wurde zwar für gut befunden, aber, so hiess es nachher, «machen müssen Sie so etwas nicht mehr». Pizza und Spaghetti hingegen werden als leicht exotische Abwechslung zum Alltag geschätzt. Der Wochenhit wiederum wird kontrovers diskutiert. Die einen sind froh über die zusätzliche Wahlmöglichkeit, die anderen, vor allem ältere, finden das Gugus und verfahren nach dem Motto: «Es wird gegessen, was auf den Tisch kommt.»

### Schuss unter der Dusche

Herr Zobrist ärgert sich, dass er vergessen hat, vor dem Jassen die Hände einzufetten. Dann würde ihm jetzt das Austeilen der Karten etwas leichter fallen. Während Frau Zobrist ihr unsägliches Blatt studiert, schiebt er ihr ein Schöggeli zu, das er zum Kaffee erhalten hat. «Merci, Kurt, ist gut für die Linie», bedankt sie sich. Auch Frau Würth kommt immer besser in Fahrt. Anfänglich war sie ein wenig unsicher, weil sie seit dem Tod ihres Mannes im Jahr 1978 nie mehr Karten gespielt hat. Nun meint sie zum jungen Mann von der Presse: «Sie jassen ja wie ein Grosser.» Dieser lässt sich von der allgemeinen Heiterkeit anstecken und sagt, ebenso spontan wie trampelhaft: «Es ist schon mal einer gestorben beim Mischeln.» – Für einen Moment verstummt die Runde. Dann wird herzlich gelacht.

Seit Anfang Jahr sind von den 87 Bewohnern des Sydefädeli drei gestorben. Darunter eine Frau, die gerne am Computer Schach spielte und kurz vor ihrem 102. Geburtstag stand. 2005 hatte man acht Todesfälle zu verzeichnen, auch das waren ungewöhnlich wenige. Normal sind zwölf bis fünfzehn pro Jahr. Einmal gab es wegen einer Grippe acht Tote in drei Monaten, ansonsten, sagt eine langjährige Mitarbeiterin, sei es schwierig, ein Muster zu erkennen. Nur eines falle auf, eine Erklärung dafür habe sie nicht: Oft werde kurz hintereinander gestorben, meist in Dreiergrüppi.

Seit dem Jahr 2001 ist es in den Altersheimen der Stadt Zürich möglich, den Freitod mit Hilfe einer Sterbehilfeorganisation zu wählen.

Einzelne Bewohner des Sydefädeli sprachen sich öffentlich für die liberale Praxis aus, die mittlerweile auch andernorts zur Anwendung kommt, gesamtschweizerisch jedoch noch immer umstritten ist. In den letzten zehn Jahren, sagt die Heimleiterin, hätten sich lediglich zwei Pensionäre für diesen Weg entschieden. Hinzu kam die Selbsttötung eines Mannes, der sich in der Dusche mit der Pistole erschoss.

Mit den Pensionären über das Sterben zu reden, stellt sich als nicht allzu diffizil heraus. Einige kommen von selber auf das Thema zu sprechen; auffällig viele erzählen vom Tod ihrer Eltern.

Frau Würth ist Katholikin. Sie sagt, sie sei gläubig, aber keine Fromme. Darum habe sie manchmal ihre liebe Mühe mit Rom. Vor einigen Jahren hat sie dem Papst geschrieben und ihn gefragt, ob er nicht glaube, Jesus würde auch einen Protestanten, Juden oder Mohammedaner zum Abendmahl einladen. Zur Sterbehilfe findet sie: «Wenn es wirklich fast nicht mehr geht, wird der Herrgott auch das begreifen.»

#### Sterben ist gar nicht so schlimm

Vor dem eigenen Tod hat sie eigentlich keine Angst, wie sie überhaupt vor dem Altwerden nie Angst hatte. Sicher, wenn man im Bett liegt und das Gefühl hat, man könne kaum mehr atmen, frage man sich vielleicht schon: Ist das jetzt deine letzte Stunde? Bei ihrer Mutter, die ebenfalls im Altersheim war, kam eines Abends ein Anruf. Man solle bitte vorbeikommen, sie habe eine Lungenentzündung und sei schlecht beieinander. Am nächsten Morgen gegen zehn Uhr atmete sie immer schwerer. Frau Würth nahm ihre Hand und sagte: «Mami, lass doch los, du musst nicht mehr.» Darauf machte sie noch einen Atemzug. Dann ist sie gestorben.

Frau Flachsmann ist 93 Jahre alt und seit 1992 im Sydefädeli, also am zweitlängsten. Sie bewohnt eines der begehrten Zimmer im ober-

ten Stock mit Aussicht über die ganze Stadt, hat viele Jahrzehnte als Verkäuferin in einem Farbensgeschäft gearbeitet, war noch nie im Ausland und telefoniert regelmässig mit ihrem Gottenkind, das auch schon über siebzig ist.

Vor fünf Jahren, erzählt Frau Flachsmann, konnte sie einer Mitbewohnerin, mit der sie viel verkehrte, den letzten Dienst erweisen. Um neun Uhr morgens ist jemand von der Pflege zu ihr hinaufgekommen. Geschwind, hat sie gesagt, kommen Sie, Ihre Freundin ist so unruhig, und wir können nicht ständig bei ihr sein. Selbstverständlich ist Frau Flachsmann sofort mit und hat sich zu ihr ans Bett gesetzt. Die längste Zeit ist die Mitbewohnerin nur dagelegen, geredet hat sie nichts. Aber auf einmal hat sie angefangen, sich immerfort zu bedanken. Vielen Dank. Danke euch allen. Danke dir. Danke für alles. So ist das immer weitergegangen. Dann hat sie einen langen, tiefen Schnauf gemacht und ist gestorben. «Da habe ich gemerkt, dass sterben gar nicht so schlimm sein muss, und manchmal denke ich: So könntest du eigentlich auch einmal gehen.»

Frau Eichhorn ist seit dreieinhalb Jahren im Sydefädeli. Das Pflegepersonal sagt, sie gehöre zu jener nicht allzu kleinen Gruppe von Pensionären, die im Altersheim aufblühen. Nach ihrem Alter gefragt, sagt Frau Eichhorn: «Tun Sie mich schätzen!» Nein, dass sie bald neunzig wird, hätte man nicht für möglich gehalten. An den Tag, an dem sie hierhin gezügelt ist, kann sie sich noch gut erinnern. Sie und ihre Tochter gingen die Treppe zum Haupteingang hoch, als die Tochter plötzlich sagte: «Schau mal, dort links.» Sie sehe gar nichts, antwortete Frau Eichhorn und blickte auf die andere Seite – wo zwei Männer einen Sarg hinaustrugen. «Das macht mir nichts aus, im Altersheim ist das halt so», hat sie später ihre Tochter beruhigt.

Würde sie dereinst pflegebedürftig werden, das weiss man ja nie, dann müsste sie in den ers-

ten Stock. Darum hat sie vor zwei Jahren eine Abmachung unterschrieben, dass man sie nicht künstlich am Leben erhalten soll. Moll, das finde ich gut, habe die Tochter gesagt, und auch der Sohn meinte: Da müsse er ihr jetzt Recht geben. «Was soll denn das», fragt sich Frau Eichhorn, «wenn du an den Drähten hängst und ewig nichts mehr machen kannst? Einfach in den Tag hineinvegetieren und warten? Nein. Dann stellt man das lieber ab.»

Frau Eichhorn hat zahlreiche Funktionen inne im Sydefädeli. Sie ist im Heimrat, sie *lismet* wie verrückt für den Basar, und vor allem ist sie für die Mikrofonansagen zuständig. Heute wird sie beim Mittagessen daran erinnern, dass am Abend der Jodelklub Wipkingen auftritt. Bevor sie sich auf den Weg in den Esssaal macht, möchte sie nochmals betonen, dass es ihr hier wirklich an nichts fehlt. Und Gott sei Dank geht es ihrem Sohn wieder etwas besser. Er ist sehr krank. «Für eine Mutter ist so etwas das Schlimmste, und ich habe mich manches Mal gefragt: Warum er und nicht ich?»

Der Jodelklub Wipkingen hat zwei Alphörner mitgebracht. «Geröllhaldensaxofon», witzelt Herr Zobrist. Fast das ganze Altersheim sitzt in der Cafeteria. Einige Frauen haben sich geschminkt und tragen Schmuck, bei den Herren sieht man Vestons, schöne Gilets und Seidenfoulards. Selbst die Frau aus dem ersten Stock, die um Hilfe gerufen hatte, weil sie ihren Jupe nicht finden konnte, wird von einem Pensionär in den Saal gerollt. Die resolute Frau Egli sagt gerührt «jö», der kultivierte Herr, der bald hundert wird, lächelt selig, Herr Bertschinger, der Tänzer, bestellt einen Kafi fertig, der Jodelchor jodelt, und eine zierliche Frau mit bläulich weissen Locken dirigiert zufrieden vor sich hin.

Gegen neun Uhr macht sich der Besucher auf den Heimweg. «Was, Sie wollen schon gehen?», fragt Frau Zobrist überrascht. «Um diese Zeit werden wir doch erst richtig wach.» ○



# Laudatio

für den Artikel **Das Beste zum Schluss**  
von **Bruno Ziauddin**  
erschienen in Die Weltwoche, 5. Oktober 2006

---

Den schönsten Satz hat die 83-jährige Frau Würth zur Reportage beigetragen. «Wir haben das Leben nicht nur für die Jugend bekommen, sondern auch zum Altwerden.» Der Satz tönt unspektakulär. Es verstecken sich dahinter aber die leisen Sensationen des Alltags in einem Zürcher Altersheim, wie sie der Journalist Bruno Ziauddin gleicherweise einfühlsam und schonungslos für «Die Weltwoche» registriert hat. Es mangelt uns zwar nicht an medialer Aufmerksamkeit für das Thema. Täglich erreichen uns neueste demographische Notrufe zur Überalterung unserer Gesellschaft. Eindringlich wird die Jugend auf den Kostenfaktor «Alter» hingewiesen. Heiter wird allenfalls über «antiaging» geschrieben. Greise sind nur fit ein Scoop. In diesem Fall hat aber einer ganz genau hingehört und hingeschaut. Dem prekären Verhältnis zwischen Freud und Leid, Trauer und Heiterkeit, Witz und Häme ist Bruno Ziauddin in seiner Reportage aus dem Sydefädeli in Höngg so unspektakulär aber eindringlich auf der Spur, wie es im Satz von Frau Würth anklingt. «Der Laie kann sich nur wundern, wie respekt- und liebevoll das Personal mit den Pflegebedürftigen umgeht, ohne die geringsten Anzeichen von überempathischem Helferpathos oder berufsbedingtem Zynismus», schreibt Ziauddin. Hinter allem, was dem Reporter hier begegnet, lauern die Klischees, mit denen wir uns selbst das Alter vom Leib zu halten versuchen. Die Klischees sind in dieser Homestory durchaus auch gegenwärtig. Aber Ziauddin konterkariert sie herrlich mit den Zwischentönen des vorgefundenen Alltags. Mit Frau Würth redet er über Tod und Sterbehilfe. Sie scheint gelassen: «Wenn es wirklich fast nicht mehr geht, wird der Herrgott auch das begreifen.» Neue Bilder vom Alter tut uns Ziauddin schreibend auf, wie wir sie dringend brauchen.

Marco Meier

# Der Zürcher Journalistenpreis 2007

wird

Herrn Christian Schmidt

für seinen Artikel

## Ein Bauernopfer?

erschienen in der Neuen Zürcher Zeitung vom 4./5. Februar 2007

verliehen.

Zürich, 12. Juni 2007

Die Jury:



Fredy Gsteiger



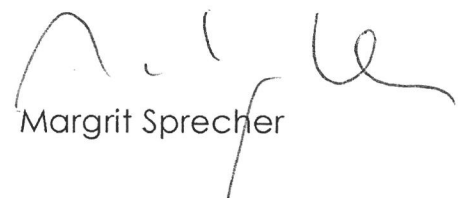
Andrea Masüger



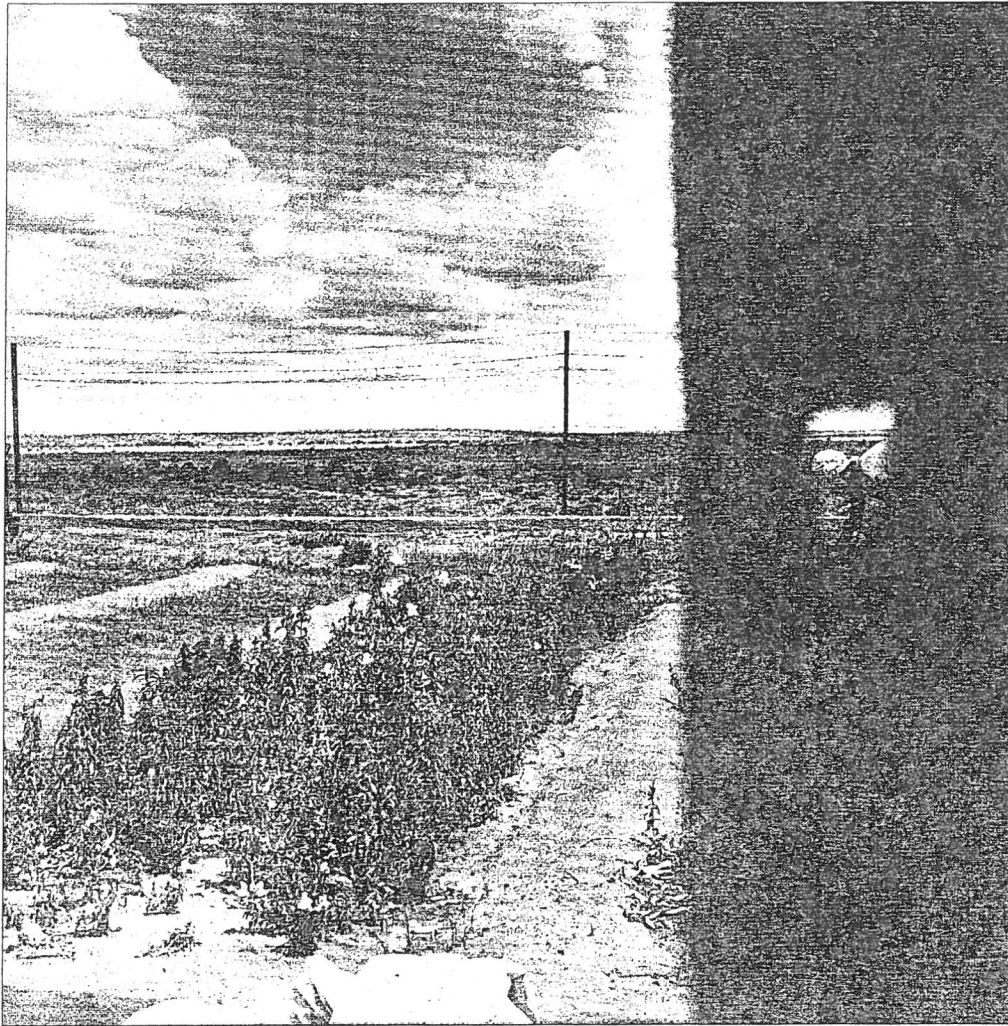
Marco Meier



Susanne Mühlemann



Margrit Sprecher



Namibia will mit dem Erbe des Kolonialismus aufräumen, die Landreform kommt nur langsam voran; jetzt hat die Regierung erstmals eine Farm enteignet.

## Ein Bauernopfer?

Über das Ende einer deutschen Familiendynastie in Namibia berichten Christian Schmidt (Text) und Wolf Böwig (Bilder)

7 UHR 42. Der ewige Wind sirtt in den beiden Palmen über Ongombo West. Gleich Leuchttürmen stehen sie da, einzige Orientierungshilfe in dem endlosen Meer aus Büschen. Die Palmen leiteten Hilde Wiese siebenzig Jahre lang vom fernen Horizont zur Oase inmitten der Savanne Namibias. Sie leiteten bereits ihren Vater und ihre Mutter sicher nach Hause, und sie leiteten auch schon ihren Grossvater, geboren am 27. 8. 1869 zu Pforzheim, gestorben am 9. 6. 1932 zu Ongombo West, Begründer der Farm anno 1907 und zur ewigen Ruhe gebettet im selbst geschaukelten Grab. Und die Palmen hatten einst auch Hauptmann Hugo von François geleitet, den deutschen Schutztruppler, der als Erster hierher gekommen war und das weite Land einem Herero-König abkaufte, das heisst: abnahm, nachdem das fremde Heer den Boden okkupiert und ihm den Namen Deutsch-Südwestafrika aufgezwungen hatte.

Aber noch ist Hilde nicht da. Noch kam der VW-Bus nicht in einer Staubwolke über die Schotterpiste gerast, nur noch heute und dann nie wieder, am Steuer die Herrin von Ongombo West, stark und breit wie ein Kapitän, neben sich Buxi, den weissen Pudel, und neben Buxi der stille Gatte. Auch der Sohn ist noch nicht da. Auch er ist noch unterwegs, zum letzten Mal zu jenem Ort, der ihm vierunddreissig Jahre lang Heimat war. Andreas wird von der Farm seiner Angebeteten kommen. Schon als Kind kannte man sich. Nun, da der Bräutigam das eigene Zuhause verlassen muss, hat es plötzlich gefunkt. Er wird seinen zerbeulten Toyota Pick-up hierher steuern, schlingend, die Pneus bis auf die Karkasse abfahren, hinten drauf ein schwarzer Boy, der herunterspringt und die Gatter öffnet, dann wieder aufspringt, während Andreas schon wieder beschleunigt.

Nur wir stehen bereits vor der Farm, gestern Nachmittag noch mit Blechschild am Tor: «Ongombo West», heute Morgen schon ohne. Wir stehen da und warten, um die letzten Stunden dieser deutschen Dynastie auf afrikanischem Boden zu dokumentieren, den erzwungenen Handwechsel von Weiss zu Schwarz, den Vollzug der ersten Enteignung einer Farm in Namibia. Nach drei Generationen werden die 4007 Hektaren nicht mehr einer einzigen weissen Familie gehören, sondern unter die schwarzen Landlosen verteilt: 210 000 hoffen auf ihr Glück. Rechts unter den Palmen das gedrungene Haus mit den grünen Fensterläden, links aus Bruchsteinen gebaut die Ökonomiegebäude, die Gatter für das Vieh. Alles ist schon leer, die Rinder weggetrieben, das Wasser in der Tränke brackig. Und im Hintergrund die filigrane Konstruktion der Schattenhalle, mit ihren grünen Netzen eine halbe Hektare überdachend. Täglich 400 Calla waren hier geschnitten und zum Flughafen nach Windhoek gebracht worden, standen am nächsten Tag dann schon zum



«Hallo, hier Ongombo!» Hilde Wiese organisiert die Übergabe.

Verkauf in den Blumengeschäften Deutschlands. Der Handel mit Zantedeschia aus der Familie der Aronstabgewächse ernährte die Wiesen, ihre Arbeiter und deren Familien, an die siebenzig Menschen. Es war eine sehr erfolgreiche Kooperation. Schwarze Hände holten die glühend orangefarbenen, schneeweissen und zitronengelben Blütenrichter aus der Erde; weisse Köpfe vermarkteten sie. Jetzt liegt das alles brach.

7 UHR 50: ANDREAS FÄHRT VOR. 7 Uhr 58: Hilde und ihr Heinz fahren vor. 8 Uhr 02: Die Vertreter der namibischen Regierung fahren vor. Die Übergabe beginnt.

Gestern, im leer geräumten Haus, hatte Hilde noch gesagt: «Die werden nach afrikanischer Zeit kommen, drei Stunden Verspätung, ich weiss das genau, denn es sind ja Schwarze.» Siegessicher in

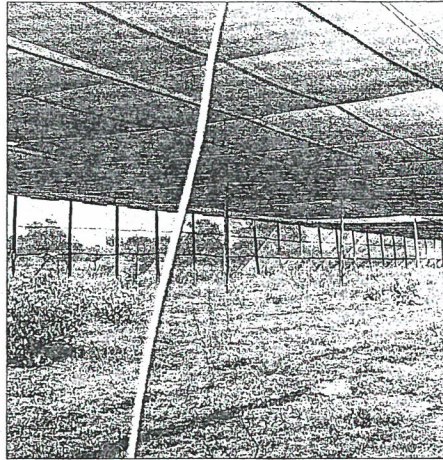
ihrem Vorurteil hatte sie gelächelt, dann am Radio die Meldungen aus der deutschen Fussball-Liga gehört, den deutschen Wetterbericht, dazu kommentiert: «Ich bin gut in den Radioquiz, ich weiss alles, wenn es um Deutschland geht. Dabei war ich noch nie dort.» Dann schaute sie nach draussen, wo ihre schwarze Haushaltshilfe die letzten Reste der Gartenpracht zu einem Strauss band, ein paar Löwenmäulchen, und fügte hinzu: «Hier bleibt nichts zurück, gar nichts lassen wir dem Schwarzen, gar nichts.»

Jetzt verstummt der Motor des Regierungsautos, und für Sekunden ist nichts da ausser der Stille der Savanne, unerschütterlich in ihrem Gleichmut, unberührt von Hildes ständig geröteten Augen, unberührt von Andreas' Wut ob der Frage, die über seinen Kopf hinweg beantwortet wurde: Wem gehört das Land? Besitzer sind nicht sie. Nicht mehr. Nach hundert Jahren wird alles anders. Die namibische Regierung hat sich erstmals ihr verfassungsmässiges Recht genommen, Land zu enteignen. Nun hat sie eine Delegation gesandt, den neuen Besitz anzutreten: fünf Männer, sommerlich leger gekleidet, ernst das Gesicht. Andreas erwartet sie, an die Hausmauer gelehnt, die drahtigen Arme verschränkt. Die Eltern stehen im Hintergrund. Der Sohn ist es, der auf Ongombo West den Ton angibt, der den Vater überhört und der Mutter widerspricht. Die Regierungsvertreter gehen auf ihn zu, und die erste der schwarzen Hände streckt sich aus, schneidet durch die Stille, bleibt in der Luft stehen. Sie hält das Angebot aufrecht, zögert, Andreas bleibt steif und starr, dann sinkt sie.

UND DAS ALLES BEGANN MIT EINEM TOTEN GÄNSEKÜKEN, am 30. September 2003. – «Das Mädchen hat einfach zu wenig aufgepasst.» Als sie sich erinnert, sitzt Hilde in der Stube, auf dem Tisch letzte Papiere und eine letzte Calla, betörend in ihrer Eleganz. Noch sind es drei Tage bis zur Übergabe. «Es hat dem Küken den Kopf zerquetscht, beim Schliessen des Geheges.» Hilde sagt es im Tonfall der Herrin, die sich gerne grosszügig zeigt. Nicht einmal böse sei sie geworden. Trotzdem war es damals zum Streit gekommen, denn Hildes aufbrausender Sohn hatte sich dazugesellt. Er vermochte nicht zu schlichten, sondern habe, wie der Richter später feststellte, den Zwist eher verschlimmert. «Danach war hier der Teufel los. Die Gewerkschaft kam und hat die Arbeiter aufgehetzt.» «Aber», werfen wir ein, «da war auch noch die Sache mit der Ziege Ihres Arbeiters.» Das Telefon klingelt, Hilde sagt: «Hallo, hier Ongombo!» Sie versteht nicht, weil die Leitung schlecht ist, und ruft nach draussen: «Andreas! Der kommt herein, brüllt kurz in den Hörer und greift sich ein Butterbrot aus Mutters Vorrat. Hilde nimmt das Gespräch wieder auf. «Ja, die Ziege. Mein Mann



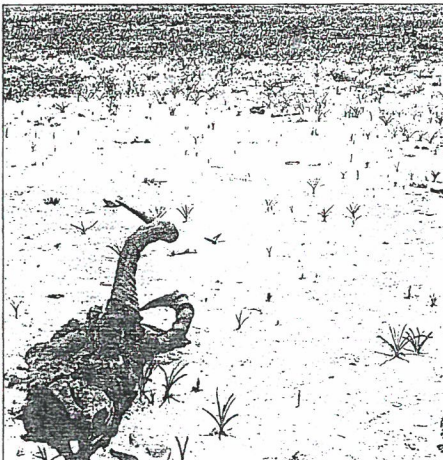
Siebzig Menschen ernährte die Farm, schwarze und weisse.



Das Kapital der Farm, die Anbauhalle für Calla, liegt nun brach.



In den letzten Tagen vor der Enteignung zerstört Andreas Wiese alles, was die neuen Besitzer verwenden könnten.



Draussen in der Savanne liegen sechzig erschossene Antilopen.



Die Regierung lässt Oscar auf der Farm zurück, als Wächter.

hat nicht darauf gezielt. Er wollte sie nur erschrecken, weil sie in unseren Garten eingedrungen war. Der Schwarze passt einfach nicht auf. Er achtet nicht, wem was gehört.» Andreas mischt sich ein, ersticke Wut in der Kehle: «Er will auch nicht arbeiten, er will nur Geld haben und nix dafür tun.» Hilde steigert sich, wird laut, ihre Stimme hallt in dem leeren Raum: «Er stiehlt, und für ein paar Kleider und ein Auto mordet er. Schade, dass bei uns die Todesstrafe abgeschafft wurde. Das ist die einzige Sprache, die er versteht. – Ja, die Ziege, ein Querschläger hat sie getroffen.»

Als wir das erste Mal von Windhoek die fünfzig Kilometer nach Ongombo West führen, hinaus in die von Trockenheit geplagte Endlosigkeit, doppelt so gross wie Deutschland, darin verloren 1,8 Millionen Menschen, hatten wir über die Enteignung und deren Hintergründe bereits mit der Vereinigung der weissen Farmer gesprochen. Oliver Horsthemke, Consultant bei der Namibian Agriculture Union, sass in seinem Büro gleich hinter der Hauptstrasse von Windhoek, an der Wand anstelle der Familienfoto das Bild von zwei Kälbern, die in die Kamera starren. Er sagte: «Die Enteignung ist politisch. Die Idee dazu kam vor der Wahl des neuen Staatspräsidenten. Sam Nujoma, der alte Präsident, hatte erkannt, dass Namibia inzwischen doch eine einigermaßen funktionierende Demokratie und der von ihm portierte Nachfolger eine allzu schwache Figur ist. Wollte seine Partei an der Macht bleiben, brauchte sie sichere Stimmen.» In dieser Situation habe Nujoma sich für eine Massnahme entschieden, die dem Volk gefallen würde: die Enteignung einer Farm, irgendeiner. Bis anhin hatte seine Regierung nur Land aufgekauft, das von den weissen Farmern freiwillig angeboten worden war. Doch auf diese Weise kam die Landreform nicht voran. «Der Zwist auf Ongombo West gab Nujoma einen Anlass zum Durchgreifen.» Endlich habe er dem Vorwurf begegnen können, die Partei räume mit den Überbleibseln des Kolonialismus zu wenig schnell auf.

«Die Wieses», sagte Horsthemke, «sind ein Bauernopfer.»

NACH DER AUSEINANDERSETZUNG UM DIE TOTEN TIERE spitzte sich die Lage zu. Im Gemüsegarten der Farm standen sich eines Tages Andreas Wiese und Elias Hoeb gegenüber. Sie stritten um Geld: die Höhe des Lohns, die Höhe der Entschädigung für die Ziege. Andreas und Elias, der Weisse und der Schwarze, waren zusammen aufgewachsen, hatten zusammen Fussball gespielt, der Sohn aus dem Herrenhaus und der Bub aus der Wellblechhütte. «Ich habe mit dem Messer in meiner Hand nur Salat geputzt», sagt Elias heute. «Er hat es auf mich gerichtet, mir unter die Nase gehalten», widerspricht Andreas. «Er, der mein Freund war, er, der von meiner Mutter auch ein Stück Brot gekriegt hat, wenn ich eins gekriegt habe.» Elias lief davon, fünf weitere Arbeiter folgten ihm. Andreas entliess sie. Das schluckte die Gewerkschaft nicht, brachte mehrere hundert Genossen zur Farm und drohte mit Besetzung. Nach der Ankündigung der Polizei, sie werde ihre Special Field Forces vorbeischieken, beruhigte sich die Lage. Allerdings nur, bis der Gerichtsvollzieher auftrat, in der Hand einen von den Wieses erwirkten Räumungsbefehl. Die streikenden Arbeiter mussten mit samt ihren Familien das Farmgelände verlassen. Ihre Habe landete im Strassenstaub, es war der 23. Dezember 2003. Darauf klagte die Gewerkschaft gegen die Wieses und gewann. Andreas musste die Entlassenen wieder einstellen, was er auch tat, aber nur für wenige Tage, dann feuerte er die Hälfte von ihnen erneut. Die Zeitungen berichteten regelmässig; das ganze Land nahm Anteil am Kampf Schwarz gegen Weiss.

An diesem Punkt begann sich Staatspräsident Nujoma persönlich einzumischen, und er behielt sich dafür einen besonderen Anlass vor. Während seiner offiziellen Ansprache zum 1. Mai 2004 nannte er Andreas Wiese einen «Kriminellen», der sich nicht scheue, Menschen auf die Strasse zu stellen, und das am Tag vor Weihnachten. Gleichzeitig kündigte Nujoma an, die «rassistische Minderheit weisser Farmer» werde die Konsequenzen ihrer Unsicthigkeit zu spüren bekommen. Wenig später erhielten die Wieses die Aufforderung, der namibischen Regierung ein Verkaufsangebot für ihre Farm zu unterbreiten. Es war keine Aufforderung, es war ein Befehl.

AM TAG VOR DER ÜBERGABE, in der Mittagshitze der senkrecht stehenden Sonne, ruht sich Andreas kurz aus, das Gesicht gerötet vom Feuer, das er seit Tagen nährt mit allem, was auf der Auktion des Inventars keinen Käufer gefunden hat. Er steckt sich die nächste Camel an und deutet auf den körnigen Sand des Vorplatzes: «Am liebsten würde ich hier eine Betonplatte einlassen, darin eingeritzt die Worte: «Denn sie wissen nicht, was sie tun...»

Es war das erste Mal, dass wir ihn verstanden. Es war das erste Mal, dass er sprach, ohne laut zu werden, ohne seine Wut wie einen Schild vor sich herzuschieben. Es war das erste Mal, dass er seinen Unwillen über unsere Anwesenheit beiseite liess; denn für ihn standen wir, Journalisten aus Europa, zwangsläufig auf der Seite der Schwarzen. Es war das erste Mal, dass wir eine Sorge hörten, die sich um mehr als nur den eigenen Verlust drehte. Und deshalb schauten wir ihn plötzlich mit anderen Augen an.

Wir hatten inzwischen Manfred Jacobs getroffen, Mitarbeiter einer namibischen NGO, die sich um die Umsetzung der Landreform kümmert. Manfred war für eine Sitzung nach Windhoek gekommen, arbeitete sonst aber an einem Wiederansiedlungsprojekt im Norden. Nun sass er im Aufenthaltsraum einer einfachen christlichen Herberge und erzählte, was er vom Thema Landreform in Namibia hält: nicht viel. Eigentlich sogar überhaupt nichts. Die Regierung versage. Sie investiere in eine Idee, die sie nicht verwirklichen könne. Manfred erzählte von den Zuständen in den von ihm betreuten Siedlungen. Die Menschen haben zwar Land aus weissem Besitz erhalten, aber es fehlt ihnen jegliches Wissen, um ein Grundstück zu bebauen. Die Regierung sollte sie unterstützen, kann aber nicht, weil sie alle Mittel in den Aufkauf neuen Landes investiert. Ehe eine defekte Wasserpumpe repariert werde, verstrichen oft Wochen; in dieser Zeit sei die Ernte vertrocknet. Die Produktivität der unter weisser Hand einst blühenden Farmen sinke praktisch auf null. Schliesslich werde wieder Landwirtschaft betrieben wie vor hundert Jahren: von der Hand in den Mund. Wie soll das Land da überleben? Manfred klang resigniert, und er liess keinen Zweifel daran, dass er in seine Analyse auch die Zukunft von Ongombo West einschloss. – Manfred ist kein Weisser; er kritisierte seine eigene Regierung.

Es gab einen zweiten Grund, weshalb wir Andreas verstanden. Eines Nachmittags hatten wir Immanuel Hoeb aufgesucht. Immanuel bewohnte mit seiner Familie eine der bescheidenen Wellblechhütten, welche die Wieses ihren Arbeitern hingestellt hatten. Er sass im Schatten eines Baumes und schaute zu, wie seine kleine Tochter Kleider wusch. Nach neunzehn Jahren auf Ongombo West würde Immanuel in wenigen Tagen arbeitslos sein. «Wovon soll ich leben, nun, da die Wieses zum Wegehen gezwungen werden?», fragte er. «Wie soll ich meine Familie ohne den Lohn der Weissen ernähren? Wie soll ich meine Kinder ohne den Lohn der Weissen zur Schule schicken?» Immanuel schaute hinauf zu den

Wolken; er wusste, dass er von der Regierung, die er selbst gewählt und die ihm eine bessere Zukunft versprochen hatte, nichts erwarten konnte. Als wir sein Schweigen unterbrechen und uns nach seinem grössten Wunsch erkundigten, da sagte er, ohne zu zögern: «Dass die weissen Farmer zurückkommen.»

1. DEZEMBER 2005, 12 UHR 32. Ongombo West ist keine deutsche Heimat auf afrikanischer Erde mehr. Die Schlüssel sind übergeben. Hilde und ihr Mann verlassen das Farmgelände als Erste, in Richtung Windhoek, wo sie vor ein paar Tagen ihr neues Haus bezogen haben. Der VW-Bus entschwindet mit heulendem Motor. Dann kommt Andreas, hinten auf dem Pick-up zwei seiner Boys. Sie haben nicht gestreikt, sie dürfen zum Dank weiter für ihn arbeiten. Fünf Minuten später folgt der Van der Regierung; er rollt geradezu majestätisch langsam davon.

Wir stehen ausserhalb des umzäunten Landes und schauen dem Exodus zu. Was in den vergangenen vier Stunden auf der Farm verhandelt, diskutiert und gestritten wurde, wissen wir nicht. Nach der Ankunft der Regierungsvertreter hatten wir versucht, zusammen mit der Delegation das Haus zu betreten. Doch fast im selben Moment, als er die schwarze Hand nicht ergriff, änderte Andreas einmal mehr seine Haltung uns gegenüber und schrie: «Verlasst diesen Grund und Boden!» Das war unmissverständlich; wir hielten uns daran.

Jetzt, da alle gegangen sind, steht uns das Farmtor wieder offen. Wir gehen über den Vorplatz, einzige Bewegung ist der aufsteigende Rauch des weiterhin glimmenden Feuers, wir gehen vorbei an diesem Baum, der uns noch nie so aufgefallen ist wie in diesem Augenblick. Er ist in vollem Laub, aber tot. Wir stehen in der Stille und denken: Dieser Vorplatz ist ein Schachbrett. Nun ist es leer. Keine Figuren mehr auf beiden Seiten. Weiss hat gegen Schwarz verloren, aber Schwarz auch gegen Weiss. Das Bauernopfer war umsonst. Denn wie soll die Zukunft dieses Landes aussehen, in dem 4000 weisse Farmer fast die Hälfte des bewirtschaftbaren Bodens besitzen und damit zu den wichtigsten Arbeitgebern gehören? Seit dem Beginn des Zwistes um Ongombo West sind sie verunsichert; sie wissen nicht, ob und wann sie selbst enteignet werden; sie retten ihr Kapital ins Ausland. Wie viel also ist eine politische Idee wert, wenn ihre Verwirklichung sich wie ein Virus verhält, das dem eigenen Wirt schadet?

DAS SCHACHBRETT IST DOCH NICHT GANZ LEER. Oscar sei sein Name, sagt er leicht misstrauisch. Mit einem Stock in der Hand ist er aus dem Haus gekommen, auf dem Rücken seines Overalls die Buchstaben GRN, Government of the Republic of Namibia. Die Regierungsvertreter haben ihn als Wächter zurückgelassen. Er soll aufpassen, dass nichts gestohlen wird, dass die Gebäude nicht abgedeckt und mit dem Blech neue Hütten gebaut werden.

Oscar zeigt uns, was nun sein Zuhause ist. Anstelle der Bettstatt der Wieses, jedoch im selben Zimmer und am selben Ort, liegt eine dünne Matratze am Boden, als Unterlage leere Düngersäcke. Die Küche der Vorbesitzer nützt Oscar nicht; er kocht seinen Porridge unter freiem Himmel auf dem Holz. Auf einem Stuhl liegen zwei Telefonbücher, «falls ich etwas nachschlagen will». Ein Telefon hat Oscar nicht. Aber die Regierung habe versprochen, ihm eines zu bringen. Wann? Das weiss er nicht. Er weiss auch nicht, wann der Diesel für den Generator kommt. So lange kann er weder Strom erzeugen noch Wasser pumpen.

Ein Jahr wird Oscar hier bleiben. So lange will sich die Regierung Zeit nehmen, um Ongombo West neu zu besiedeln. Ein Jahr wird hier alles brachliegen. Zu lange. Bis dann werden die Paviane die Schattenhalle, das wertvollste Kapital der Farm, in ihre Einzelteile zerlegt haben.

13 Uhr 35. Er wolle uns noch etwas zeigen, sagt Oscar. Er sagt es ohne Vorwurf in der Stimme, nimmt seinen Stock und führt uns hinaus in die Savanne. Nach einer knappen Stunde erreichen wir einen Platz, der vom Wild geschätzt wird: ohne Büsche und Bäume, gut überschaubar und somit sicher. Oscar bleibt stehen, wir beginnen zu zählen. Die Köpfe von mindestens sechzig toten Antilopen liegen über die Lichtung verstreut, in unterschiedlichem Verwesungszustand, daneben die abgetrennten Hufe. Die Körper sind fort. – «Das hat Andreas getan», sagt Oscar.

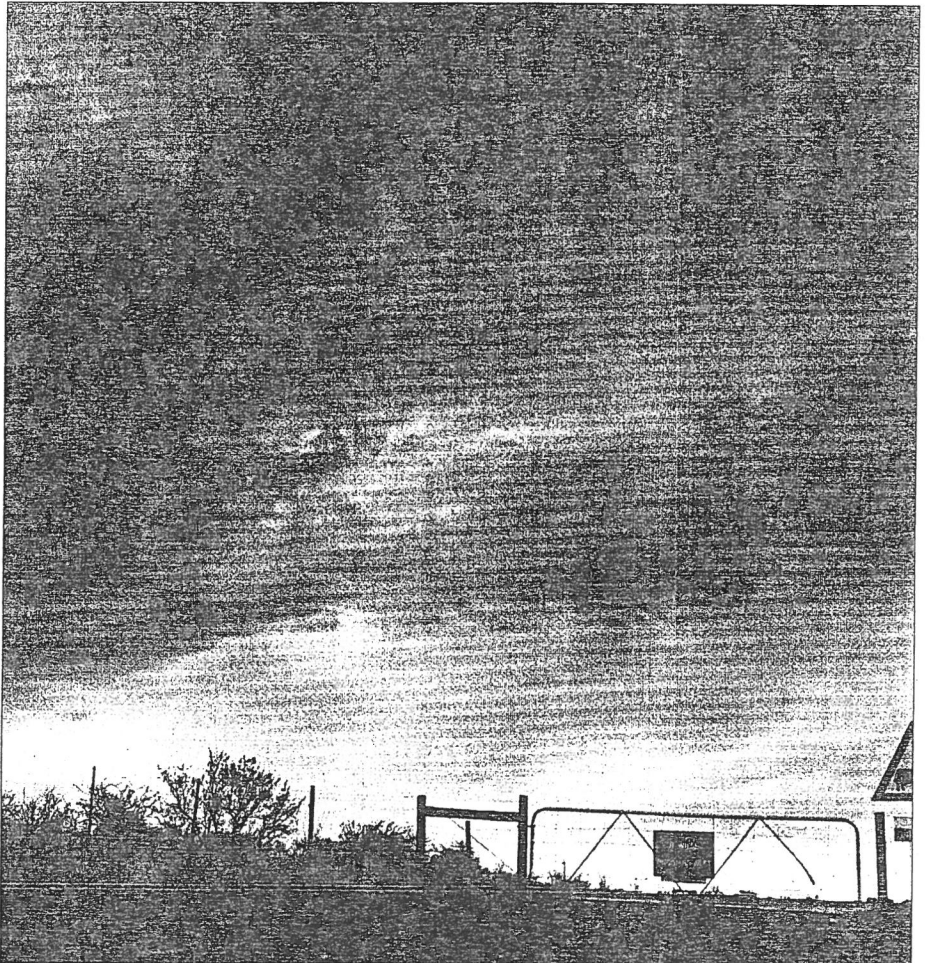
WIR HÄTTEN ANDREAS GERNE DARAUF ANGESPROCHEN. Weshalb er seinen Hass, sein Unverständnis, seine Verbitterung auf das Wild ausdehnen musste. Weshalb es nicht genügte, dass er auf der Farm alles vorsätzlich zerstört hatte, was seinen Arbeitern noch in irgendeiner Weise hätte dienen können. Weshalb er sogar Gemüse verbrannte. Weshalb Kinderspielzeug auf dem Feuer landete, dieses unschuldige Glück. Weshalb er Löcher in Kübel schlug, um sie unbrauchbar zu machen. Weshalb er in den letzten Monaten so viel Vieh auf seinem Land weiden liess, dass die Grasnarbe bis auf die Wurzeln abgefressen wurde. Weshalb er den Tank des Generators nicht nur bis zum letzten Tropfen geleert hatte, sondern sich auch weigerte, Oscar die Funktionsweise der Maschine zu erklären.

Aber wir bekamen keine Gelegenheit mehr für irgendwelche Gespräche. Dreimal hatten wir beim Ministerium für Land und Wiederansiedlung vorgesprochen, um über die Enteignung zu diskutieren. Vergeblich. «Ihr weissen Schreiber dreht uns die Worte im Munde um», sagte Regierungssprecher Chrispin Matongela, während er in seinem Bürostuhl wippte, und von dieser Ansicht war er nicht abzubringen. Ähnlich verlief der Termin mit der Gewerkschaft der schwarzen Farmarbeiter. Generalsekretär Samson Amunpanda wollte nicht hören, dass wir hinter der Idee der Landreform stehen und nur bezweifeln, ob Enteignungen das richtige Mittel sind. Wie, fragten wir ihn, soll auf diese Weise das in diesem Land so hochgehaltene Prinzip der Reconciliation, der Versöhnung zwischen Schwarz und Weiss, glaubwürdig bleiben? Amunpanda sortierte während der Diskussion ununterbrochen seine Unterlagen, eine Stunde lang. Er schaute uns nicht in die Augen; das Treffen endete im Streit.

Auch der letzte Termin mit den Wieses platzte. Wir hatten angerufen, um nach dem Weg zum neuen Haus der Eltern zu fragen, in jenem besten Stadtteil Windhoeks gelegen, der Schwarzen nach Einbruch der Dunkelheit lange Jahre verboten war. Wir wollten den Swimmingpool besichtigen, von dem Hildes Gatte so geschwärmt hatte, die alten Bäume, wie auf Ongombo West, den grossen Garten mit den Rosenstöcken, wie auf Ongombo West, gekauft aus der weitaus höchsten Summe, welche die Regierung Namibias bis anhin für eine Farm bezahlt hat. Wir hätten gerne dieses neue Glück gesehen, das die Wieses durch ihre Trauer hindurch verschmitzt lächeln liess. Doch als wir anriefen, um den Termin zu bestätigen, waren wir nicht mehr willkommen. «Wir möchten nur noch vergessen», sagte Hilde. «Bitte versteht das.»



Der Lohn auf der Farm war niedrig, aber die Kinder konnten zur Schule gehen. Nun fehlt das Geld.



Die 4007 Hektaren werden unter besitzlosen Schwarzen aufgeteilt. Ob sie das Land auch bewirtschaften können, ist ungewiss.

# Laudatio

für den Artikel **Ein Bauernopfer?**  
von **Christian Schmidt**  
erschieden in Neue Zürcher Zeitung, 4./5. Februar 2006

---

Dass die Welt nicht nur schwarz und weiss ist, wissen wir alle zur Genüge. Dennoch erliegen wir haufenweise vorgefassten Meinungen und stereotypen Annahmen. Es ist ja so bequem. Ein bewährter journalistischer Grundsatz lautet denn auch: Ein gesundes Vorurteil erspart jede Recherche.

Selbstverständlich unterstelle ich Christian Schmidt gar nichts. Doch als freier Journalist in immer freierer Wildbahn und umgeben von immer engeren Redaktionsbudgets kann es schon vorkommen, dass man das Thema «erste Enteignung einer Farm in Namibia» ein bisschen rationell betrachtet. So zum Beispiel unter der Prämisse: Endlich bekommen die Schwarzen, was ihnen gehört.

Doch es kam anders. Unter dem Titel «Ein Bauernopfer?» hat Christian Schmidt auf der Reportageseite «Zeitbilder» der NZZ die letzten sechs Stunden einer namibischen Farm beschrieben, bevor und während diese gegen den Willen der deutschstämmigen Besitzer von einer Regierungsdelegation formell übernommen wurde – als Enteignung, wenn man böse sein will, als Zwangsverkauf, wenn man sachlich bleibt.

Für die Weissen vor Ort war klar, dass Schmidt für die Schwarzen journalistisch Partei ergreifen würde. Und viele Schwarze mochten mit ihm, dem Weissen, der ohnehin nur gekommen war, seinesgleichen zu helfen, erst gar nicht sprechen. So wurde der Text zu einem mentalen Krimi, zu einer Achterbahnfahrt der Emotionen, die beständig schwanken zwischen Anteilnahme und Abscheu für die Weissen, zwischen Sympathie und Unverständnis für die Schwarzen.

Christian Schmidt gelingt es, im Schwarz und Weiss – jenem der Hautfarbe und jenem der Standpunkte – die wesentlichen Grautöne herauszuarbeiten, die den wahren und echten Journalismus ausmachen. Nicht überraschend mündet die Reportage im Schluss, dass diese Enteignung für beide Seiten eine sinnlose Übung ist, statt einer Win-win- eine Lose-lose-Situation. Diese gleichsam spielerisch vorgetragene, wunderschön geschriebene und feinsiselierte Reportage gehört nach einhelliger Meinung der Jury zu den besten Arbeiten, die im Jahr 2006 eingereicht wurden.

Andrea Masüger

# Der Zürcher Journalistenpreis 2007

wird

Frau Gabrielle Kleinert

für ihren Artikel

Mit der Tschuggerei auf Patrouille

erschienen in Sie + Er, SonntagsBlick Magazin, vom 1. Oktober 2006

verliehen.

Zürich, 12. Juni 2007

Die Jury:



Fredy Gsteiger



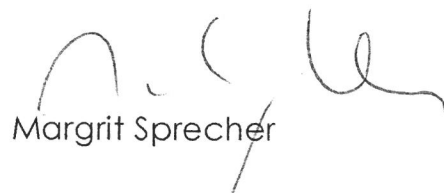
Andrea Masüger



Marcó Meier



Susanne Mühlemann



Margrit Sprecher

INNENAUFNAHME EINER POLIZEIWACHE

# Mit der Tschuggerei auf Patrouille

Was sind das für Männer und Frauen, unsere Polizisten? Helfer oder Brutalos, Idealisten oder Paragrafenhengste, engagierte Verfechter von Recht und Ordnung oder doch nur unterbezahlte Staatsdiener ohne Illusionen? SIE+ER-Reporterin Gabrielle Kleinert wollte es genau wissen. Auf der Hauptwache der Berner Stadtpolizei trat sie zum Dienst an. Und traf dabei auf ihre erste Leiche

FOTOS MARTIN GUGGISBERG

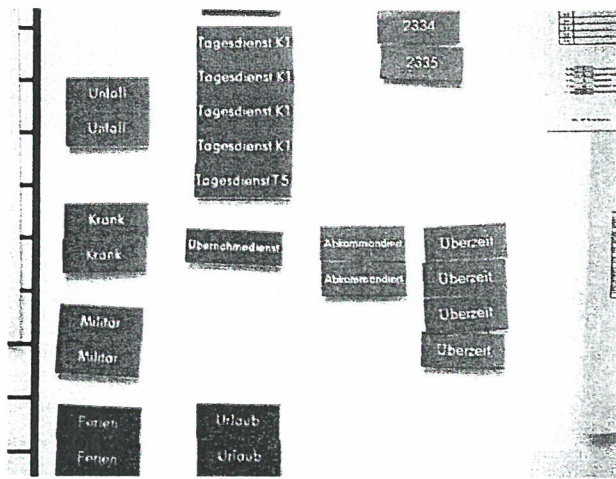


**D** IENSTAG, 6.45 UHR. Meine erste Schicht als Berner Polizistin beginnt im Briefingraum W00/01. Einige der neuen Kollegen scheinen keine rechte Freude an mir zu haben. Vier von neun begrüßen mich nicht mit der Hand. Dabei ist die wichtigste Teamregel der Berner Polizei: Man gibt sich die Hand. Zum Briefing am Morgen, zum Briefing am Nachmittag, beim Betreten des Grossraumbüros, wenn der Nachtdienst beginnt, wenn man sich auf Patrouille begegnet: Handschlag. Offener Blick ins Auge. «Tschou». Vorname. Fast alle duzen sich.

Für mich scheint das nicht zu gelten. Thomas Jauch, WmmbA – «Wachtmeister mit besonderen Aufgaben» – dessen besondere Aufgabe es ist, auf mich aufzupassen, hatte mich gewarnt: «Es sind nicht alle mit Ihrem Besuch einverstanden. Seit Jahren haben wir aus Sicherheits- und Persönlichkeitsschutzgründen keine Journalisten mehr zum Dienst mitgenommen.» Ich lasse mich nicht irritieren, besichtige erst mal mit Jauch die Polizeikaserne.

In der Einsatzleitzentrale läuft nichts. Drei Polizisten sitzen vor der Telefonanlage und versuchen, die Rechenaufgabe des zehnjährigen Sohns von Wachtmeister Stettler zu lösen. Sie schaffen es nicht, auch ich scheitere. Also inspizieren Jauch und ich das Materiallager mit all den Helmen, Schutzschildern und Tränengas. Den Schiesskeller. Die selbst gebaute Sauna. Die Turnhalle und den Fitnessraum.

Dort sollten wir eigentlich Wachtmeister Winzenried treffen. Mit ihm und Schäferhund Nino gehe ich übermorgen auf Patrouille. Doch der Fitnessraum ist leer. Boykottiert Winzenried mich etwa auch? Poli-



**DEPRIMIERENDE STATISTIK** 145 Überstunden erarbeitete ein Beamte im Schnitt. Besserung nicht in Sicht

zisten scheinen zurückhaltende Menschen zu sein. Egal. Jetzt geht es nämlich an die richtige Polizeiarbeit.

**11 UHR.** Anzeigenbüro 2, W 00/24 mit Jeannine Kunz, 29, Dienstrang Polizistin. Auf den Augen rosa Lidschatten, pro Ohr zwei Perlenohrstecker, blonde Haare, dunkle Augen. So hübsch können Polizistinnen sein. Seit Minuten ist nur das Klappern auf der Computertastatur zu hören. Ab und zu ein Räuspern. Das gehört Herrn R., der ist Klient; so heissen bei der Polizei die Berner Bürger. Herr R. hockt uns gegenüber, hat schlohweisse Haare und kein Portemonnaie mehr. Das liess er gestern auf dem Briefkasten liegen, nun erstattet er Anzeige gegen unbekannt. Und das dauert. Jeannine Kunz fragt den Rentner aus, tippt nach jeder Antwort minutenlang auf der Tastatur herum. Selten ein Lächeln, alles ist streng und seriös. Helfen kann ich hier nicht, Geld und Papiere von Herrn R. sind weg, das Anzeigenformular ist kompliziert, draussen scheint die Nachmittagssonne. Ich langweile mich, denke an «Alarm für Cobra 11», «Die Wache», «Miami Vice». Habe ich das falsche Revier für meine Reportage ausgewählt? Dabei ist der Stützpunkt Mitte die meistbeschäftigte Polizeiwache der ganzen Stadt. Und die schönste sowieso: Eine Sandsteinvilla von 1783, mitten in der Innenstadt, am Waisenhausplatz 32, grüne Fensterläden, Geranienbeete. 25 Einsatzfahrzeuge, 5 Spürhunde, 11 Haftzellen. 254 Beamte, von Polizistin Kunz bis Kommandant Gabi. Auf Aussenpatrouille, im Büro, im Kommando, bei der Drogenfahndung, bei der Kriminalpolizei. Ein Polizist auf 291 Berner. Etwa

60 Einsätze pro Person und Monat. Dazu Grossanlässe wie Demonstrationen und Fussballmatches. Perfekt. Eigentlich.

Doch den Höhepunkt dieses Tages erlebe ich in der Polizeikantine «Bäremutz»: den Cappuccino, Milchschaum und Schokopulver inklusive, für nur zwei Franken. Draussen kostet der mindestens 4.90! Schon kurz nach 16 Uhr ist Dienstschluss. Ich bin immer noch voller Tatendrang, hoffe insgeheim auf Mord, Raub und Entführung. Tag zwei soll kommen.

**M** ITTWOCH, 13 UHR. Spätdienst. Diesmal geben mir zur Begrüssung alle die Hand, schliesslich trage ich eine schussichere Weste, gehöre also ein bisschen dazu. Ich bin eingeteilt in der Aussenpatrouille E35, unser erster Einsatz: «Einbruch im Keller. Herr K. wartet auf dem Stützpunkt West.» Einbruch? Nicht schlecht. Raus zum Fuhrpark, rein in den Kastenwagen. Am Steuer: Jeannine Kunz, die Anzeigen-Frau von gestern, ehemalige Visagistin, seit zwei Jahren im Staatsdienst. Auf dem Beifahrersitz: Reto Zaugg, 27, gelernter Maschinenmechaniker, spricht selten und mag keine Ladendiebe. Neben mir auf der Rückbank: Beschützer Jauch, 33, seit 13 Jahren bei der Polizei, früher in Luzern. Er mag «Grey's Anatomy» am Montagabend und hat immer mal Reiskekse mit Zimtgeschmack dabei.

Vom Täter im Keller keine Spur. Kollegin Kunz nimmt Anzeige auf, dann ziehen wir ab. An jeder roten Ampel guckt alles, was Augen hat, in unseren Wagen. Wir sind Staatsmacht, die Verfechter von Recht und Ordnung. Ich fühle mich ausgestellt. «Schnell weiterfahren, bitte!», sage ich. «Daran gewöhnst du dich», meint Jeannine, «das ist halt so als Polizist.»

**14.10 UHR,** Personenkontrolle auf dem Rasen neben dem Münster. Vor unseren Augen dreht sich ein Freak einen Joint – starke Nerven, der Mann. Kollege Zaugg nimmt ihm das Marihuana ab, Beweisstück Nummer eins. Dann durchwühlt er seine Taschen, wir beschützen ihn dabei. Da brüllt uns von nebenan ein Punker an: «Arschlöcher! Scheissbullen! Für so was zahlen wir Steuern, Frechheit!» Wieder starrt alles, ich werde knallrot. Ist das peinlich! Meine Kollegen bleiben freundlich. Der Schreihals keift weiter, der Freak wird verzeigt. Jeannine meint cool: «Als Polizist wirst du nicht nur angestarrt,

sondern auch dauernd von allen Leuten bei der Arbeit kontrolliert.» Ich bin froh, als wir wieder im geschützten Wagen sitzen. «Nehmen Sie es nicht persönlich», ermutigt mich Jauch, «die meinen nicht Sie als Person, sondern die Uniform.» Trotzdem: Es macht keinen Spass, sich öffentlich unbeliebt zu machen. Ein Bulle zu sein, «d Schmier», «dr Tschugger». Der Mülleimer für Pöbler und solche, die Streit suchen. Sogar nett bleiben zu müssen, wenn einer dich öffentlich beleidigt. Ein undankbarer Job.

**15 UHR.** Eine Mutter vermisst ihren zweijährigen Sohn. Stauffacher-Buchhandlung, Neuengasse 37. Eine Entführung?! So ernst habe ich es mit meinem Wunsch nach Action doch nicht gemeint! Ich, voll im Dienst: «Jetzt aber mit Blaulicht! Hopp!» Aber nix da, Jeannine fährt gemütlich an. Keine Sirene. Kein Blaulicht. Ich mache mir ernsthafte Sorgen. Im Laden steht die Mutter bei den Hörbüchern und heult. Mir kommen ebenfalls die Tränen, Wachtmeister Jauch tröstet: «Den Buben finden wir sicher gleich.» Kunz tröstet die Mutter, Reto verkündet: «Der Funk hat gemeldet: Junge wieder da. Wir können ihn auf dem Posten abholen.» Die Mutter dankt uns überschwänglich. Eben waren wir noch die Arschlöcher, jetzt sind wir Helden. Was für ein Gefühlschaos! Ich brauche erst mal eine Pinkelpause und einen Cappuccino.

Doch daraus wird nichts, der Funk meldet: «Drogensüchtige Frau bricht Auto auf. Parkplatz Schützenmatte.» Endlich: Blaulicht, Sirene, über Ampeln, Sicherheitslinien, rechts und links von uns Vollbremsungen. Doch vergebens: Wir kommen zu spät. Die Frau ist weg, das Auto unbeschädigt. Jauch verteilt erst mal Stimorol-Kaugummis und Jeannine erzählt, dass früher alle noch viel enger im Team zusammengearbeitet hätten. Aber mit den neuen Dienstplänen und all den Praktika in anderen Abteilungen, «sind wir alle so durchmischt, dass wir einander manchmal gar nicht richtig kennen.»

Dann berichten meine neuen Kollegen von der geplanten Einheitspolizei – dem Zusammenschluss der Stadtpolizei Bern mit der Kantonspolizei zur «Police Bern». 2300 Polizisten sollen zukünftig in einem Korps arbeiten. Das bedeutet: Noch mehr Teamdurchmischung, dafür mehr Effizienz in den Abläufen. Die Abstimmung kommt nächsten März vors Volk. Die Gefühle meiner Kollegen sind gemischt.



**AUGE DES GESETZES** Verkehrskontrollen sind Alltag, stets mit der Hand auf der Pistole, «man weiss ja nie.

**16.20 UHR.** Der Funk bleibt still, wir parken an der Turnierstrasse, streifen orange Westen mit der Aufschrift «Polizei» über und machen Verkehrskontrolle. Ich schäme mich für diese Art von Zeitvertreib. «Gehört dazu», sagt Jeannine, läuft auf die Strasse, hält Autos an. Jauch warnt davor, zu nahe zu treten, «man weiss nie, wer im Auto sitzt», seine linke Hand liegt entspannt auf der Pistole. Ich bin froh, bald wieder im Wagen zu sitzen, Bussen haben wir keine verteilt. Auf dem Weg in die Kaserne fährt ein ziemlich tief liegender Corsa vor uns. «Den hätten wir nehmen sollen», sagt Reto. Es ist einer seiner wenigen Sätze an diesem Tag. Dann tippt er eine SMS ins Handy. Auch Polizisten haben ein Privatleben.

**18.04 UHR.** Endlich zurück auf der Wache! Hier fühle ich mich inzwischen daheim. Wir essen erst mal Poulet süss-sauer vom Take-Away-Chinesen. In zwölf Minuten. Dann gehts ins Büro zum Berichteschreiben. 50 Prozent der Polizeiarbeit findet am Computer statt, manchmal dauert eine Festnahme zehn Minuten, die Aktennotiz dafür Stunden.

Ich ziehe meine schussichere Weste aus. Sie stinkt. Ich auch, mein T-Shirt ist verschwitzt. Polizisten brauchen ein wirklich gutes Deo. 15 Kilo wiegt ihre Uniform mit Hemd, Hose, den schweren Stiefeln und dem Gurt mit Pistole, Handschellen, Funkgerät, Mehrzweckstock, Handschuhen, Taschenlampe, Notizbuch und Kugelschreiber. Und der schussicheren Weste. Sehr viele meiner Kollegen leiden an Hüftproblemen. «Bei mir fängt jetzt auch schon

an», meint Jeannine. Sie spielt Volleyball, geht ab und zu an der Aare joggen und reitet. Zur Arbeit fährt sie eine halbe Stunde. Jeden Tag hin und zurück. In Bern wohnen möchte sie nicht, weil sie dauernd Menschen begegnen müsste, die sie als Polizistin kennt; wäre auch privat ständig im Dienst. «So was müsst' ich nicht haben.» Von ihren engen Freunden ist keiner Polizist, wenn sie in der Freizeit unterwegs ist, «schaue ich weg, wenn ich einen sehe, der falsch parkiert.»

**20.20 UHR,** ich bin müde, möchte nach Hause. Aber nichts da! Dienst ist Dienst, wir rennen los: «Alarm am Postomat im Allmendstadion.» Weste an, Schweissausbruch. Wie können meine Kollegen überhaupt noch rennen? Mit Blaulicht durch die Stadt, Spurt zum Automaten. Fehlalarm.

Inzwischen kann ich einfach nicht mehr, will nur noch meine Beine hochlegen. Wieso wird man eigentlich Polizist? «Ein Bubenraum», sagt Jauch. «Es hat sich so ergeben», meint Reto. Jeannine wollte helfen, weil: «Das kann ich gut.» Reich wird beim Dienst an der Gesellschaft keiner. 4494 Franken verdient ein 21-jähriger Abgänger der Polizeischule, ein 26-jähriger 4965 Brutto. Exklusive 13. Monatslohn.

**22 UHR,** auf dem Heimweg beobachte ich zwei Männer, die ein Verkehrsschild übermalen. Wenn die wüssten! Aber ohne Kollegenbeistand habe ich nicht den Mut, etwas zu sagen. Und sowieso: Wer will schon 24 Stunden am Tag Polizist sein? →



**IMMER SCHÖN FREUNDLICH BLEIBEN** Personenkontrolle; ein Punker brüllt: «Ihr Arschlöcher!»



**LASAGNE ZUM NACHTDIENST** Einsatzleiter Ritter (l.) und Bütikofer beim Znacht in der Küche

**D**ONNERSTAG, 6 UHR. Der Wecker klingelt zum Frühdienst. Um 7 Uhr stehe ich frierend im Wald. Neben mir Wachtmeister Winzenried, der mich im Fitnesskeller versetzt hat. Zwischen Buchen und Eichen erzählt mir der 36-Jährige von seiner Lehre als Elektromonteur und von Nino, seinem Hund. Der blieb heute morgen daheim, «er mag lieber Nachtdienst». Ich glaube fast, Winzenried akzeptiert mich als Teammitglied. Ein gutes Gefühl.

Reto und Thomas tauchen zwischen den Bäumen auf, sagen «gruusig», warnen: «Geh da nicht hin.» Im Gestrüpp liegt eine Leiche. Eine Spaziergängerin hat am Morgen früh den Fund gemeldet.

Wir wissen nichts. Nicht einmal, ob es eine Frau oder ein Mann ist. Der Körper liegt mindestens seit zehn Tagen hier, ist zur Hälfte verwest. Ein Mord? Jetzt ist es wirklich wie in einem TV-Krimi. Nur der Geruch, der fehlt beim Fernsehen. Mir wird schlecht. «So sterben möchte ich nie», sagt Reto, ruft Verstärkung. Winzenried sperrt den Fundort ab. Dann warten wir.

**8.02 UHR**, zwei Kriminaltechniker der Kantonspolizei treffen zur Spurensicherung ein. 8.15 Uhr, Rechtsmediziner Jackowski mit Assistent untersuchen die Leiche. 8.30 Uhr, Untersuchungsrichter Santabarbara, der Staatsanwalt und zwei Gerichtsschreiberinnen in Stöckelschuhen stapfen in den Wald. «Jetzt haben wir nichts mehr zu sagen», sagt Winzenried. Wenns spannend wird, gibts neue Chefs auf dem Platz. Eigentlich gemein.

**8.40 UHR**, die Identität des Toten steht fest: ein Akademiker. Um 9.45 Uhr ist klar: kein Mord, der Tote wird von der Kantonspolizei gesucht, Suizidgefahr. 10.55 Uhr, die Leiche liegt im Sarg, mein Magen knurrt. 11.30 Uhr, zurück auf dem Revier.

«Jetzt fängt die Arbeit erst an», sagt Winzenried. So ein Fall verlangt Unmengen Bürostunden: Berichte schreiben, Angehörige informieren, Krankenakten und Zahnschema beschaffen, Sieglungsbeamten bestellen. Irgendwann dazwischen gibts Hirschgulasch. Offizieller Dienstschluss war vor zwei Stunden. «Das ist Alltag», meint Winzenried.

145 Stunden Überzeit erarbeitete jeder Berner Stadtpolizist in den letzten Jahren im Durchschnitt. Besserung nicht in Sicht. Seit den 80er-Jahren hat sich die Anzahl der Polizisten im Korps nicht gross verändert,

doch die Einsätze haben – vor allem seit fünf Jahren – dramatisch zugenommen: 25 Prozent mehr Straftaten. 88 Prozent mehr Sportanlässe. 54 Prozent mehr Demonstrationen und Kundgebungen.

30 zusätzliche Polizisten wären notwendig, um eine perfekte Arbeit sicherzustellen. Doch der Berner Stadtrat hat entschieden: Mehr Polizisten gibts nicht. Und eine Auszahlung der 50 000 Überstunden kommt auch nicht in Frage, Bern hat die dafür notwendigen 3 Millionen Franken nicht. Spätestens 2008, wenn die Einheitspolizei realisiert werden soll, müssen die Überstunden abgebaut sein. Wie das gehen soll, weiss keiner. Meine Kollegen arbeiten weiterhin Stunde um Stunde ausser Dienstplan. Ich brauche erst mal eine Dusche. Der Verwesungsgeruch hängt noch immer in meinen Kleidern fest.

**22.28 UHR**, seit einer Stunde auf Nachtschicht. Bis jetzt kein Einsatz, Winzenried

und Zaugg schreiben wieder am «Leichen»-Bericht. Jauch und ich besuchen die Kollegen in der Einsatzleitzentrale. «Im Moment hört niemand das Gras wachsen», sagt Bütkofer, die Telefone bleiben ruhig, im TV läuft eine Tierdokumentation, in der Küche nebenan brutzelt die Lasagne im Ofen.

**2.09 UHR**, drei Lärmbelästigungen und ein Familienstreit später. Wir stehen an der Rappentalstrasse. In einigen Wohnungen brennt Licht. Verschlafene Bürger in Pyjamas und Bademänteln stehen auf Balkonen und hinter Fenstern. Die Glastür eines Wohnhauses ist zersplittert, überall liegen Scherben. Wer hat hier gewütet? «Den finden wir», meint Winzenried, wir kurven mit dem Wagen durchs Quartier. WmmbA Banz und Polizist Clément von Patrouille E34 unterstützen uns.

**2.40 UHR**, wir haben ihn. Der Mann lallt, stinkt nach Wodka und Bier, einen Ausweis

hat er nicht. Also muss er mit auf den Stützpunkt. Dort sitzt schon Kollege Rolf Gurtner von der Antidrogen-Einsatzgruppe «Krokus». Er hat einen Dealer verhaftet, jetzt «muss ich einmal mehr eine Anzeige schreiben». Längst grüssen mich alle Beamte mit Handschlag, Jauch heisst Thomas und wenn ich Hunger habe, gibt er mir einen Reiskeks. Sogar Reto spricht jetzt öfter mit mir. Mit Winzenried wette ich um den Alkoholisierungsgrad des Randalierers. 1,9? 2,9? Winzenried gewinnt: 3,36 Promille. Er hat halt schon zehn Jahre länger Erfahrung.

Der Häftling schreit die Wache zusammen: «Hilfe! Ich werde hier misshandelt.» «Ihr werdet alle angezeigt!», «Wo ist mein Anwalt?», «Schweine!». Immer wieder schlägt er seinen Kopf gegen die Wand. Gurtner empfiehlt, ihm einen Motorradhelm anzuziehen: «Sonst rennt der morgen mit den Verletzungen zum Anwalt und sagt: «D Schmier ischs gsi.»» Reto, der Jüngste

im Team, muss die schmutzigen Klamotten und den Rucksack des Häftlings untersuchen. «Richtige Bullenarbeit ist das», sagt er.

**UM 3.50 UHR** sitzt der Betrunkene in Ausnüchterungszelle 2. Ich fühle mich wie der letzte Dreck. So beschimpft wurde ich in meinem ganzen Leben noch nie. Dabei habe ich doch nur meine Arbeit getan. «Der Typ war doch ganz anständig», tröstet mich Winzenried, «wir werden oft angegriffen, gekratzt und angespuckt.»

Alle Polizisten tragen zwar den Mehrzweckstock auf sich, einsetzen dürfen sie ihn aber nur, wenn es nicht anders geht. «Sonst kriegen wir gleich eine Beschwerde und müssen vor dem Kommando antraben.» Immer wieder werden Polizisten im Dienst verletzt, Gesetzesbrecher schlagen schnell zu.

Meine Augen brennen, noch zwei Stunden bis Dienstschluss. Schichtarbeit zehrt, doch Müdigkeit im Dienst ist streng verboten. Ein Polizist hat immer fit zu sein, jeder Ein-



**KUGELSICHER** Redaktorin Kleinert mit ihren Kollegen Kunz, Jauch, Winzenried und Zaugg (v. l.)

satz ist ernst. Ich kann nicht begreifen, wie meine Kollegen diesen Rhythmus durchstehen.

**4.25 UHR** die letzte Patrouille. In einem fremden Hauseingang sitzt eine betrunkenen Frau, weigert sich, das Gebäude zu verlassen. Wieder werden wir beschimpft, die Da-

me beschwert sich später auch noch telefonisch bei der Wache über uns.

Alle Vorwürfe muss das Kommando prüfen und beantworten. Ist die Beschwerde berechtigt, müssen meine Kollegen mit Konsequenzen, im Extremfall sogar mit einer Suspendierung vom Dienst rechnen. Das passiert aber sehr selten, die meisten Beschwerden sind unberechtigt, «die wollen uns vielfach eins auswischen», meint Thomas.

Draussen dämmert der Tag, in der Bäckerei «Glatz» holen wir frische Gifeli für die ganze Wache und Reto einen Schoggikäfer für seine Freundin. Zurück auf dem Stützpunkt schreiben meine Kollegen einmal mehr einen Bericht nach dem anderen. 6 Uhr 30, ich verabschiede mich. Winzenried erzählt mir, dass er spätestens um 8 Uhr zu Hause sein will. Um mit beiden Kindern zu frühstücken und sie in den Kindergarten und in die Schule zu bringen. «Vorher», sagt er, «gehe ich nie schlafen.»

# Laudatio

für den Artikel **Mit der Tschuggerei auf Patrouille**  
von **Gabrielle Kleinert**  
erschienen in Sie + Er, SonntagsBlick Magazin, 1. Oktober 2006

---

Keine Reportage schreibt sich so leicht wie der Selbsterfahrungsbericht. Alles, was man tun muss, ist, z.B. in die Haut eines Asylbewerbers oder WEF-Chauffeurs zu schlüpfen – den Rest schaffen selbst Anfänger. Denn der rote Faden ist dick wie ein Seil, die Absturzgefahr gering, und auch Distanz zur Sache wird nicht verlangt. Zudem kommt das Ego voll auf seine Kosten: Zu schön, mal die eigene Befindlichkeit zu schildern, statt bloss Stichwortflüsterer zu sein.

Gabrielle Kleinert durchkreuzt in ihrem Selbsterfahrungsbericht als Stadtberner Polizistin jede Erwartungshaltung. Statt aufgeregtes Stakkato – ein angenehm entspannter Erzählton. Statt saftige Geschichten – endlose Stunden auf der Wache. An ihrem ersten Morgen sitzen in der Einsatzzentrale drei Polizisten und versuchen, die Rechenaufgabe des zehnjährigen Sprösslings von Wachtmeister Stettler zu lösen. Sie schaffen es nicht, und auch die Reporterin scheitert. Nach drei Tagen Polizeidienst endet ihre Reportage mit dem Gipfeli-Kauf für die Kollegen, die die nächste Schicht übernehmen.

Just diese Normalität macht Gabrielle Kleinerts Text preiswürdig. Nie wird es bei ihr langweilig, selbst wenn es langweilig ist. Und immer wieder schafft sie es, Türen ins Unerwartete aufzustossen. Damit gibt sie uns den Glauben zurück an eine Reportageform, die wir – wegen allzu häufigem Missbrauch – schon fast verloren glaubten.

Margrit Sprecher

# Der Zürcher Journalistenpreis 2007

wird

Herrn Marcel Hänggi

für seinen Artikel

Berufsrevolutionär

erschienen in Die Wochenzeitung vom 28. September 2006

verliehen.

Zürich, 12. Juni 2007

Die Jury:



Fredy Gsteiger



Andrea Masüger



Marco Meier



Susanne Mühlemann



Margrit Sprecher



Und beim Joggen Dostojewski: Ernst Hafen will alles – und alles aufs Mal. Ob er es bekommen wird, steht in den Sternen.

**ETH ZÜRICH** Ernst Hafen will die ETH zur «weltbesten naturwissenschaftlich-technischen Universität» machen. Bis jetzt hat er vor allem seine Untergebenen verärgert.

# Berufsrevolutionär

Von Marcel Hänggi (Text)  
und Ursula Häne (Foto)

Von einer angekündigten Revolution soll die Rede sein und von ihrem Revolutionär. Sowie von der dereinst «besten naturwissenschaftlich-technische Hoch-

schule der Welt». Zuerst aber ein bescheidenere Superlativ: Die bekannteste Angehörige der ETH Zürich war diesen Winter Daniela Meuli. Die Sportstudentin gewann in Turin olympisches Gold. Ernst Hafen, ETH-Präsident seit dem 1. Dezember 2005, nannte in einer Rede

anlässlich der ersten hundert Tage im Amt drei Punkte, die ihm gezeigt hätten, dass seine Schule top sei. Der dritte Punkt war Meulis Gold.

Herr Hafen, taugt der Vergleich von Wissenschaft und Sport?

«Es liegt in der Natur des Menschen, dass er immer vergleicht, und auch die Unis werden verglichen. So problematisch Ranglisten sein können, sie spielen in der Visibilität der Hochschule eine wichtige Rolle. Der Vergleich mit dem Sport liegt da natürlich auf der Hand.»

## Bubengesicht, Managerdeutsch

Ernst Hafen verfolgt eine Vision. Sie trägt den Namen ETH2020 («twenty-twenty»), löst derzeit an der Schule Unruhe aus und soll die ETH an die Weltspitze führen (auf verschiedenen internationalen Ranglisten figuriert die ETH derzeit zwischen Platz 10 und 30). Die ETH soll, schrieb er in der «NZZ am Sonntag», Lokomotive sein «auf dem Weg, der unser Land zu einem erfolgreichen Global Player im internationalen Wettbewerb um Wissen, Bildung und Innovation werden lässt.» Von einer «Revolution von der Industrie- zur Wissenschaftsgesellschaft» schrieb er in einem internen Weblog.

Meuli hat Gold gewonnen, weil sie am schnellsten Snowboard fuhr. Aber wann ist eine Hochschule gut? Und: Wer ist der Revolutionär, in wessen Auftrag und Interesse handelt er?

Ernst Hafen, Molekularbiologe, löste 2005 den Physiker Olaf Kübler ab. Kübler: ein distinguiert, weisshaariger Herr, Ehemann einer bekannten Literaturkritikerin. Hafen: fünfzig, aber mit

seinem Bubengesicht wie ein Mittdreissiger wirkend, seine Sprache voller englischer Begriffe (in unserem Interview: asset; milestones; policy; trajectory; mind set; endowment; investing in the future; career path), Promotion mit 27, Vater mit 28, Professor mit 30, eigene Firma mit 42. Bei dem Tempo ist das Leben zu kurz, um nur eines aufs Mal zu tun. Hafen betreut neben der ETH-Präsidentschaft noch seine Forschungsgruppe an der Uni Zürich («Da muss ich längerfristig schauen, ob das weitergeht») und ein Beratermandat der von ihm mitgegründeten Firma («Ein halber Tag pro Jahr»), und in der Freizeit hört er beim Joggen Dostojewski.

Herr Hafen: Was heisst «gut»?

Erstaunlicherweise wurde die Frage in den vielen internen Papieren, Reden, Interviews nie explizit beantwortet. Sie wurde, sagen ETH-Angehörige, auch nicht gestellt.

Der WOZ sagt Hafen: «Die beste Universität ist eine Universität, an die die besten Studierenden, die besten Doktoranden, die besten Professoren kommen wollen. Die aber auch einen Connect hat zu Gesellschaft, Politik und Wirtschaft.»

## Info-Nano-Bio

In seiner Hunderttagerede nannte Hafen als ersten Punkt, der ihm zeige, wie gut die ETH sei: viele Publikationen in «Nature» und «Science». Das Zählen von Publikationen respektive von deren Zitierungen ist ein gängiges Kriterium, Wissenschaft zu bewerten. Aber auch ein viel kritisiertes. Verschiedene Disziplinen lassen sich nicht vergleichen.

Was en vogue ist, lässt sich besser publizieren als Neues, was sich vielleicht später als bahnbrechend erweist. Der amerikanische Innovationsforscher J. Roger Hollingsworth sagt: «Peer Review [der Prozess, der entscheidet, ob ein Paper publiziert wird oder nicht] ist ein sehr konservativer Prozess.»

Hafen sagt: «Man muss auch andere Grössen berücksichtigen als die Zitationen. Es kommt auch auf die Qualität der Ausbildungen an. Und: Zitiertanalysen sind rückwärtsgerichtet. Wenn die ETH in heutigen Analysen zu den Besten gehört, heisst das, dass ihre Policy in den letzten fünf bis zehn Jahren richtig war.»

Leistet sich die ETH intellektuelle QuerdenkerInnen, die jahrelang an etwas forschen, wovon sie nicht wissen, ob es zu publizierbaren Resultaten führt?

«Das ist es genau, was die ETH gegenüber der Konkurrenz auszeichnet. Tim Richmond, der kürzlich mit dem Benoit-Preis ausgezeichnet wurde, hat fünf Jahre das Projekt verfolgt, die Struktur des Chromatins zu erkennen. Die ETH sagte nie: «Fünf Jahre, das ist jetzt aber schon etwas lange.»

Tatsächlich verfügt die ETH über grosszügige interne Fördermittel, die sie nach eigenem Ermessen vergeben kann. Doch das ist vielen ein Dorn im Auge: Diese Gelder entziehen sich dem Markt der Wissenschaftsförderung.

Kurz vor Amtsantritt kritisierte Ernst Hafen in einem öffentlichen Gespräch die Politik, die immer fordere, dass Wissenschaft schnell zu Anwendungen führe. «Alles soll Info-Nano-Bio sein.» Der Wert freier Grundlagenforschung werde unterschätzt. Das ist unter anderem deshalb bemerkenswert, weil Patrick Aebischer, Präsident der Schwesterschule ETH Lausanne, in einem Interview mit der «Weltwoche» sagte: «Info-Nano-Bio: Das sind, kurz gesagt, die Disziplinen, in die wir deutlich investieren.»

Info-Nano-Bio (englisch ausgesprochen) steht für die Disziplinen, denen im Allgemeinen das grösste Potenzial für «Innovation» zugesprochen wird. Dass sich die Universitäten stärker in deren Dienst stellen, forderten kurz nach Hafens Dienstantritt unter → Seite 25

## ETH: Neue Struktur und Zoff

«Die grösste Kontroverse», schreibt die Schulleitung der ETH, habe in den Stellungnahmen zum Projekt ETH2020 das Thema Organisation ausgelöst. Zu diesem Punkt hat sie – der Präsident, der Rektor und die beiden Vizepräsidenten – in einer Klausur am 29. und 30. August Beschlüsse gefasst. Ein Professor bezeichnet die Kommunikation der Beschlüsse als «Betriebsunfall». Die Stimmung an der Schule sei «saumies – und diese Aussage ist gut belegt».

Konkret: Die Schulleitung soll künftig aus dem Präsidenten und fünf VizepräsidentInnen (Lehre und Forschung; Wissens- und Technologietransfer; Internationale Beziehungen; Finanzen; Infrastruktur) bestehen. Der Rektor fällt weg. Das akademische Kerngeschäft wird von einem neuen Gremium geleitet, in dem der Präsident, der Vizepräsident Forschung und Lehre sowie die VorsteherInnen von neu zu bildenden Unterrichts- und Forschungseinheiten sitzen. Diese bilden eine neue Organisationsebene oberhalb der Departemente (Fakultäten).

Das Modell orientiert sich an «vergleichbaren Universitäten wie UC Berkeley, Caltech, MIT». Es wird eine Straffung der Organisation mit sich bringen – oder, wie die ProfessorInnen befürchten: mehr Kontrolle. Einer sagt: «Die Departementsstruktur wurde über zwanzig Jahre aufgebaut, endlich begann sie zu greifen – und jetzt kommt ein neuer Präsident und sagt, die Rolle der Departementsvorsteher sei unklar.»

In der Schulleitung wird die Macht des Präsidenten gestärkt: Der Rektor war von den ProfessorInnen vorgeschlagen, die Vizepräsidenten werden vom Präsidenten eingesetzt. Die Zusammensetzung des Gremiums sagt auch etwas über die Gewichtung aus: Die beiden Kerngeschäfte Forschung und Lehre werden gemeinsam nur mit einer Stimme vertreten sein, genau so wie etwa der Technologietransfer.

«Gegessen» sei diese Reform noch nicht, sagt Renato Zenobi, Präsident der Lehrkörperkonferenz. «Die Schulleitung müsste uns zuerst durch Argumente überzeugen, wenn sie uns an Bord haben will.» mh

## → Fortsetzung von Seite 23

anderem Positionspapier von SVP und CVP.

Hafen präzisiert im Gespräch: «Natürlich ist Info-Nano-Bio sehr wichtig. Mir ging es darum zu betonen, dass man Forschung nicht immer auf die Durchbrüche ausrichten darf, weil man im Voraus nicht weiss, wo diese eintreffen werden. Wir brauchen Grundlagenwissenschaft; freie Forschung. Das kann keine ABB und keine Novartis leisten, das können nur Universitäten.»

Dem ist nur beizupflichten. Allerdings kontrastieren mit der Aussage gewisse Entwicklungen. Im Juni sendete die Akademie der Naturwissenschaften (SCNAT) einen Alarmruf aus, das – kommerziell uninteressante – Fach «biologische Systematik» sei bedroht; Adressatin war auch die ETH. Die uni-

versitäre Toxikologie – mit dem Potenzial, der Industrie lästig zu sein – liegt im Argen, seit 2001 das Tox-Institut von ETH und Uni Zürich geschlossen wurde. Der an der ETH angesiedelte einzige universitäre Lehrstuhl für Landschaftsschutz in der Schweiz wird nach der Pensionierung des bisherigen Inhabers nicht weitergeführt; auch in der Forstwirtschaft wird abgebaut. Der Entschneider, den Landschaftsschutz nicht fortzusetzen, fiel noch in Küblers Amtszeit. Doch viele ETH-Angehörige, die im Bereich Umwelt oder Entwicklung tätig sind, sagen: «Was nichts einbringt, hat es beim Hafen schwer.»

**AKWs statt Landschaftsschutz**

Auf der anderen Seite illustriert Hafen, wie er sich die ETHs der Zukunft vorstellt, am liebsten an der Systembiologie, einem Paradefall von Info-

Nano-Bio. Und im Juni gaben die beiden ETH die Schaffung eines Master-Lehrgangs für Kernertechnologie bekannt. Das fiel zeitlich zusammen mit der Kampagne der Elektrizitätswirtschaft für neue AKWs.

Bedient die ETH hier einen Industriezweig?

«Diese Diskussion führen wir mit Vertretern der Elektrizitätswirtschaft: Was fordert diese, was können wir leisten? Wir sind zu neunzig Prozent vom Staat finanziert, also haben wir eine Verpflichtung, Leute auszubilden, die unser Land braucht. Die Elektrizitätsbranche hat einen Umsatz von 23 Milliarden Franken. Wenn davon acht Prozent in Forschung und Entwicklung gehen, wäre ein Teil davon in der ETH sicher gut investiert.» Geld, das die ETH brauchen kann. Denn sie will nicht nur besser, sondern auch grösser werden – hundert

neue Professuren bis 2020 sind das Ziel, obwohl die Mittel vom Bund stagnieren.

Herr Hafen, angenommen, Ihre Vision tritt ein. Inwiefern ist die Schweiz danach eine bessere Schweiz?

«Bei einem jüngst veröffentlichten Hochschul-Ranking waren fünf Schweizer Universitäten unter den ersten fünfzig. Wenn wir zusammenarbeiten, haben wir ein ungeheures Potenzial; das kann weder England noch Frankreich noch Kalifornien ...»

Sie sprechen von den Hochschulen. Welche Vorteile bietet aber eine Schweiz nach Ihren Vorstellungen für die BewohnerInnen?

«Ich bin überzeugt, dass die Hochschulen in dieser Bildungs- und Knowledge-Society eine Drehscheibe von Talenten werden, die Stellen schaffen und Firmen gründen, die aber auch eine wichtige Rolle im Dialog mit der Gesellschaft haben.»

Beitrag zur Gesellschaft, das bedeutet für Hafen zuerst und vor allem: Beitrag zum Wirtschaftsstandort Schweiz. Im ETH2020-Entwurf ist als Ziel formuliert: «Jedes anwendungsorientierte Kompetenzzentrum hat zwei Jahre nach seiner Gründung mindestens zwei namhafte Forschungsverträge mit Industriepartnern geschlossen.» Besonders skrupulös ist die ETH bei der Wahl ihrer Partner nicht: So unterschrieb sie im Juni eine Absichtserklärung zur Zusammenarbeit mit den französischen Rüstungskonzernen Dassault und Thales.

**Gewünschte Schwäche**

Dazu passt, dass Hafen – wenn er fordert, ETH-AbgängerInnen dürften nicht nur vom eigenen Fach etwas verstehen – als zusätzliche Fähigkeit «unternehmerisches Denken» fördern will. Böse Stimmen sagen, der Unternehmensgründer Hafen wolle an seiner Schule Klone seiner selbst züchten. Hafen sagt im Gespräch: «Es geht darum, dass ETH-Studenten sich zutrauen, ein Unternehmen zu gründen – nicht, dass sie es alle tun. Fragt man amerikanische Highschool-Abgänger, ob sie sich vorstellen könnten, einmal eine Firma zu

gründen, so sagen achtzig Prozent Ja. In der Schweiz sind es vielleicht zwanzig Prozent. Diese Mentalität ist in der Schweiz noch zu wenig vorhanden.»

Intern wird die Schulleitung noch viele Widerstände überwinden müssen. Angesprochen auf das Ziel, die beste Hochschule zu werden, reagieren viele ETH-Angehörige mit einem Lächeln. Ernst Hafen gilt als ausgesprochen schwacher Präsident. Viele sagen, mit einem schwachen Präsidenten könne die Politik ihre Vorstellungen einer pflegeleichten, klar bewertbaren, der Wirtschaft dienlichen ETH am besten umsetzen. Die Politik, das ist in erster Linie der ETH-Rat und dessen Präsident Alexander Zehnder. Innerhalb des ETH-Bereichs besteht eine Konkurrenz um Mittel zwischen Zürich und Lausanne; Zürich hat in den letzten Jahren massiv an Lausanne verloren. Die ETH Lausanne unter Präsident Patrick Aebischer entspricht dem stromlinienförmigen Wirtschaftsmotor, wie ihn Zehnder sich wünscht. Es ist von einer Achse Zehnder-Aebischer die Rede. Hier liegt denn der bedeutendste Unterschied zwischen Ernst Hafen und seinem Vorgänger: Olaf Kübler kam aus der ETH und genoss an der Schule einen starken Rückhalt. Hafen kommt von aussen und hat keine Hausmacht. Küblers Frontstellung war gegen den ETH-Rat – das Verhältnis von Kübler und Zehnder war auch persönlich angespannt; Hafen ist der verlängerte Arm Zehnders und muss sich gegen die Angehörigen seiner Schule durchsetzen. Die Beschlüsse der Schulleitung zur Organisationsreform (vgl. Kasten) tragen nicht zu Hafens Rückhalt bei.

In seiner Hunderttagerede sagte Ernst Hafen, er wolle, dass sich die SchweizerInnen in Zukunft mit der ETH identifizierten wie einst mit der Swissair. Niemand sonst könne die Lücke füllen, die die Swissair hinterlassen habe. Zur Erinnerung: Die Swissair war schon vor ihrem Untergang ein lebender Mythos. Sie scheiterte am Grössenwahn seines Managements. Es ist der ETH zu wünschen, der Vergleich ihres Präsidenten erweise sich nicht dereinst als gut gewählt. ♦

**Ernst Hafen, der Dialog und die Geisteswissenschaften**

«Die Diskussion um Chancen und Risiken neuer Technologien muss – aber wissenschaftlich fundiert! – aus der ETH herausgeführt werden», sagt ETH-Präsident Ernst Hafen im Gespräch mit der WOZ. «Wir müssen sagen: Schaut, hier sind die Experten, jetzt diskutieren wir!»

Das hätte die ETH beispielsweise vergangenes Jahr vor der Abstimmung über das Gentech-Moratorium sagen können: «Schaut, hier sind unsere Experten im Pro- und hier unsere Experten im Kontra-Lager.» Sie tat es nicht. Hafen – noch nicht im Amt, aber mit der Autorität des designierten ETH-Präsidenten – engagierte sich gegen das Moratorium. Dem politischen Beobachter erschien das, zu Recht oder nicht, nur folgerichtig: Der künftige Präsident einer Hochschule, die massiv auf die Unterstützung durch die Industrie angewiesen sein wird, stimmt politisch mit dieser.

Wenn Hafen «Dialog» sagt, meint er nicht «Monolog»? Wer könnte schon –

«aber wissenschaftlich fundiert!» – mit den Argumenten der weltbesten Hochschule mithalten? Ernst Hafen sagt, jeder Absolvent und jede Absolventin seiner Schule solle auch WissenschaftskommunikatorIn sein. «Inhalte zu vermitteln, müssen wir noch lernen. Dazu brauchen wir auch die Geisteswissenschaften – unsere eigenen, aber auch die unserer Zürcher Schwesteruniversität.» Mitte September sagte Hafen bei der Einweihung des «weltweit ersten dreidimensionalen Farbdisplay» in der Zürcher Hauptbahnhofshalle, dieses stelle «auch eine Brücke dar zwischen der Sphäre der exakten Naturwissenschaften einerseits und jener der Kunst, der Geistes- und Sozialwissenschaften andererseits». Nun, das Ding sieht hübsch aus – aber Kunst ist das nicht. Und Geisteswissenschaft?

«Da hat Herr Hafen noch grossen Lernbedarf!», sagt ein Professor des ETH-Departements für Geistes- und Sozialwissenschaften (D-Gess). «Er sieht die Geisteswissenschaften als Lie-

feranten von Kommunikationsfertigkeiten. Wir aber erforschen, wie Kommunikation überhaupt funktioniert.»

Die D-Gess, die ehemalige Abteilung XII, hat sich in den letzten Jahren stark gewandelt. War sie vormals als Ergänzung gedacht, etwa mit Lehrstühlen für Literatur (deren prominentester Inhaber Adolf Muschg war), soll sie heute die Technik und die Naturwissenschaften reflektierend begleiten. So gibt es nun Lehrstühle für Wissenschaftsforschung, Wissenschaftsphilosophie, Technikgeschichte; auch das Collegium Helveticum, das die ETH gemeinsam mit der Uni Zürich trägt, ist Teil dieses Selbstverständnisses. ETH-Wissenschaftsphilosoph Michael Hampe sagte dazu in der NZZ, die Geistes- und Sozialwissenschaften an der ETH würden damit «sehr viel unbequemer». Etwa, wenn SoziologInnen am Collegium die bequeme Meinung der WissenschaftskommunikatorInnen widerlegen, wer mehr von Gentechnologie verstehe, stehe dieser auch positiver gegenüber. mh



# Laudatio

für den Artikel **Berufsrevolutionär**  
von **Marcel Hänggi**  
erschienen in Die Wochenzeitung, 28. September 2006

---

Was ist gut? Die einfachsten Fragen sind journalistisch oft die besten. Marcel Hänggi, Wissenschafts-Redaktor bei der «Wochenzeitung», wollte es im Sommer 2006 wissen. Er fragte nach, was der eloquente ETH-Präsident Ernst Hafen eigentlich damit meinte, wenn er verkündete, seine Schule müsste Weltspitze werden. Mit der Vision ETH2020 («twentytwenty») wollte Hafen die «Revolution von der Industrie- zur Wissensgesellschaft» herbeiführen.

Marcel Hänggis Artikel «Berufsrevolutionär» war der erste journalistische Beitrag, der Hafens Aufbruchspolitik für die ETH hinterfragte und sein Programm als Leerfloskel in Managerdeutsch entlarvte. Er löste ein grosses Echo aus. Nicht in den anderen Medien, die sind erst Wochen später aufgesprungen als sich die Situation stark zugespitzt hatte. Aber an der ETH hat der Artikel eingeschlagen. Er löste eine heftige interne Debatte aus. Der Rücktritt Hafens erfolgte fünf Wochen nach dem Erscheinen des Textes. Hänggis Beitrag hat den Abgang sicher nicht ausgelöst, wohl aber beschleunigt.

Der Autor selber sagt, er habe ganz einfach zufällig im richtigen Moment die richtige Geschichte verfasst. Nun, so einfach ist das natürlich nicht. Es braucht echten journalistischen Eifer, Personen und Ereignisse intensiv zu verfolgen. So intensiv, dass sich die richtige Geschichte zum richtigen Zeitpunkt aufdrängt. Hänggi hatte die Informationen und damit die Sicherheit eine Person zu hinterfragen, die überall hochgejubelt wurde.

Hänggi war nahe dran. Allerdings nicht wie ein Insider, der dank einem Tipp zum richtigen Zeitpunkt zuschlägt. Er hat sich ausschliesslich öffentlich zugänglicher Informationen bedient. Er hat Artikel, Reden und Auftritte Hafens ausgewertet und hinterfragt. Es brauchte keine gezielten Indiskretionen aus der Wissenschaftswelt, wie danach oft unterstellt wurde. Die einfachsten journalistischen Mittel reichten aus. Der Autor hat sich vor Ort begeben, ETH-Veranstaltungen besucht und zugehört, wie die Professoren über Hafen diskutiert haben.

Hänggi findet, dass die Mächtigen in der Wissenschaft immer noch sehr wohlwollend betrachtet und kaum kritisch hinterfragt werden. Er hat gezeigt, dass es geht. Wir möchten ihn für seine Arbeit mit dem Zürcher Journalistenpreis 2007 auszeichnen.

Susanne Mühlemann

# Spenderliste

Dank der grosszügigen Unterstützung des Zürcher Journalistenpreises durch seinen Gründer, den Zürcher Presseverein (ZPV), sind die Kosten für Administration und Organisation der Preisverleihung weitgehend abgedeckt.

Ebenso bedanken wir uns beim Stadtrat von Winterthur, der Winterthurer Regionalzeitung «Der Landbote» und dem hiesigen Blumenhaus Blumen Müller für ihre generöse Unterstützung bei der Durchführung der Preisverleihung in Winterthur.

Folgende Firmen und Organisationen (gestaffelt nach Höhe der Beiträge) haben die Ausrichtung der diesjährigen Preisgelder in verdankenswerter Weise ermöglicht:

Tamedia AG, Zürich  
Orange Communications SA, Lausanne  
Neue Zürcher Zeitung, Zürich  
Ringier AG, Zürich  
UBS AG, Zürich  
Chocoladefabriken Lindt und Sprüngli AG, Kilchberg  
Coop, Basel  
Credit Suisse Group, Zürich  
Elektrizitätswerke des Kantons Zürich, Zürich  
Schindler Management AG, Ebikon  
Rentenanstalt / Swiss Life, Zürich  
Bank Vontobel AG, Zürich  
Clariden Leu AG, Zürich  
FIFA, Zürich  
Hoffmann-La Roche, Basel  
IBM Schweiz, Zürich  
Johann Jacob Rieter-Stiftung, Winterthur  
Migros-Genossenschafts-Bund, Zürich  
Novartis International AG, Basel  
Publicitas S.A., Lausanne  
Verband Schweizer Presse, Zürich  
Zürcher Kantonalbank, Zürich  
Xanthippe Verlag, Zürich  
Charles Vögele, Pfäffikon  
Dr. Bjorn Johansson, Zürich  
Karl Steiner AG, Zürich  
Orell Füssli Wirtschaftsinformationen AG, Zürich  
PricewaterhouseCoopers, Zürich  
Schweizer Verband der Raiffeisenbanken, St. Gallen  
Zürich Versicherungsgesellschaft, Zürich  
Electrolux AG, Zürich  
Victorinox AG, Ibach

## Administrative Angaben

### Jury

Fredy Gsteiger (Präsident)  
Andrea Masüger  
Marco Meier  
Susanne Mühlemann  
Margrit Sprecher

### Stiftungsrat

Dr. Christoph Born (Präsident)  
Dr. Esther Girsberger  
Manuela Nyffenegger

### Geschäftsstelle

Stiftung Zürcher Journalistenpreis  
Monika Menne  
Kirchweg 61  
8102 Oberengstringen  
Tel. 044 750 29 68  
Fax 044 750 29 43  
E-Mail: zjp@ddplanet.ch

### Bankkonto

UBS AG  
Postfach  
8098 Zürich  
Konto 230-208.241.40J  
Stiftung Zürcher Journalistenpreis